

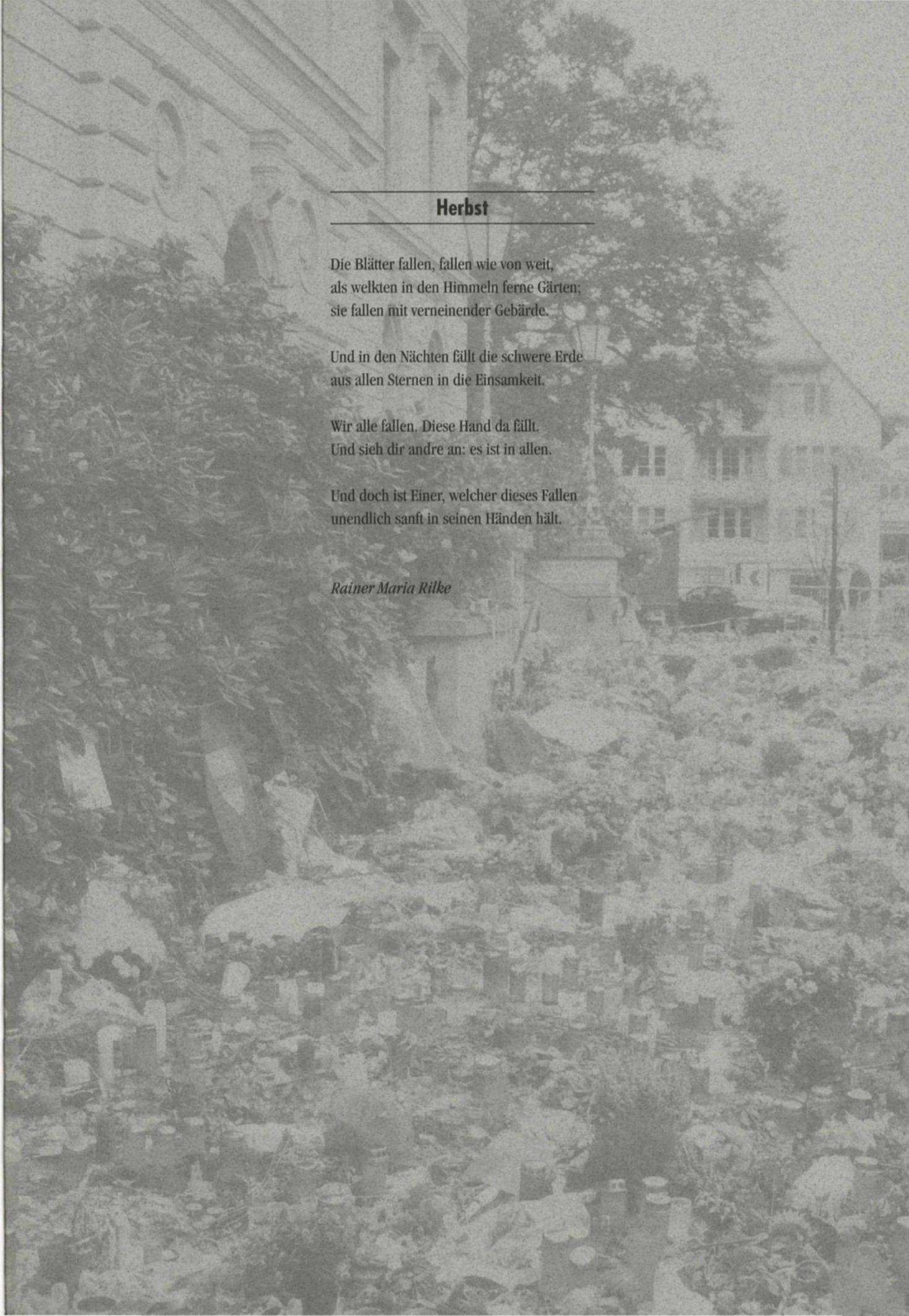
Zuger Neujahrsblatt 2002

Zuger Neujahrsblatt 2002

# Grenzen

Zuger Neujahrsblatt 2002





---

## Herbst

---

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,  
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;  
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde  
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.  
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen  
unendlich sanft in seinen Händen hält.

*Rainer Maria Rilke*

Herbert Arnet	Cham
Peter Bossard	Zug
Martin Döbeli	Zug
Jean-Paul Flachsmann	Oberwil
Karl Gretener	Cham
Heinz Grüter	Baar
Konrad Häusler	Unterägeri
Dorly Heimgartner	Zug
Monika Hutter	Baar
Erich Iten	Unterägeri
Käthi Langenegger	Baar
Kurt Nussbaumer	Oberägeri
Rolf Nussbaumer	Baar
Willi Wismer	Rotkreuz

Wir trauern. Sie starben am 27. September 2001 bei der Ausübung ihres öffentlichen Amtes.

Am 1. Oktober 2001 fand in der Pfarrkirche St. Michael in Zug die Trauerfeier für die Verstorbenen statt. Das Zuger Neujahrsblatt dokumentiert die Trauerreden von Christoph Luchsinger, dem Stadtpräsidenten von Zug, und von Peter Hess, dem Präsidenten des Nationalrates.

### *Trauerrede von Stadtpräsident Christoph Luchsinger*

Liebe Trauerfamilien,  
sehr geehrte Mittrauernde

In dieser kleinen Stadt, in diesen kleinen Gemeinden, in diesem kleinen Kanton sind wir, sind alle Menschen Nachbarn. Nachbarn, seit letzten Donnerstag zur Gemeinschaft zusammengedrückt, Schutz suchend ob der schrecklichen Gewissheit, unsere Eigenen verloren zu haben als Opfer blindwütiger Gewalt. Zur Gemeinschaft geworden, in der alle Menschen in Betroffenheit, in Schmerz und Trauer Nähe suchen und finden, in der Stille, mit Lichtern, die das Dunkel ein wenig erhellen mögen.

Wir, die Menschen, die alle Nachbarn sind, suchen auch an diesem Herbstmorgen Schutz und Nähe in der Gemeinschaft, unter dem Dach unserer Gotteshäuser, in der Gewissheit der nachbarschaftlichen Solidarität des ganzen Schweizer Volkes, in der Gewissheit der Mittrauer unserer Nachbarländer, in der Gewissheit des Mitfühlens aller Menschen dieser Welt, die guten Willens sind. Wir finden zusammen in der Trauer um unsere Nachbarn, Frauen und Männer, deren Leben eine Menschenhand ausgelöscht hat, inmitten ihres überzeugten Tuns für jeden von uns. Inmitten ihres Schaffens in einem Milizparlament, inmitten ihres Handelns als Mitgestalter einer direkten, einer offenen demokratischen Grundordnung. Frauen und Männer, denen Politik nicht Beruf war, schon eher Berufung, denen ein politisches Amt nicht individuelle Macht in Aussicht gestellt hat, sondern das Bohren jener dicken Bretter der Demokratie, das nur vom Glauben an dieses, unser Land getragen wird.

Wir suchen heute Schutz in der Gemeinschaft in Stunden der Erschütterung unseres Selbst- und Weltverständnisses, in Stunden innerer Unordnung und Finsternis. Wir suchen die Nähe unserer Nachbarn, die Nähe der Hinterbliebenen, denen ihr Wichtigstes genommen wurde ohne eine Antwort auf das Warum. Wir suchen die Nähe der Verletzten, die mit den Ihren um ihr Leben und ihre Gesundheit kämpfen. Wir suchen die Nähe der Überlebenden, deren Innerstes aufgewühlt von jenen Bildern des Schreckens zurückbleibt. Wir suchen den dankbaren Blick in die Augen der Rettungsleute, die in unsagbarem Schmerz ihre eigenen, verletzten Nachbarn zu bergen hatten, in übermenschlicher Aufopferung und doch im

Wissen, dass in unseren Krankenhäusern Menschen am Werk sind, die alle Kraft und alles Können zur Rettung eben dieser, eben ihrer Nachbarn aufbringen.

Wir sind heute in dieses Haus und in diese Gemeinschaft getreten in der Hoffnung, dass uns Kraft gegeben werde, um Sorge zu tragen.

Sorge zu tragen zu den Trauernden und den Verzweifelten auf ihrem Weg zur Zuversicht.

Sorge zu tragen zu den Verletzten, beistehend im Kampf um ihr Leben und um innere und äussere Gesundheit.

Sorge zu tragen zu den seelisch geschundenen Überlebenden und allen Hilfeleistenden auf dem gemeinsamen Pfad zur Vernarbung ihrer Wunden.

Wir suchen Halt und Kraft um Sorge zu tragen zu unserer nachbarschaftlichen Gemeinschaft,

Sorge zu tragen zum Keim der Solidarität, der seine Blätter in diesen Stunden hat ans Licht treten lassen,

Sorge zu tragen zu Offenheit und Selbstverständnis in der Begegnung von Volk, Gemeinwesen und Staat und zu all den Menschen, die auch in dieser schweren Zeit bereit sind, ihre Kräfte in die Bewältigung dieser Aufgabe zu setzen.

Wir suchen Halt und Kraft und Glauben um herauszufinden aus dem verworrenen Dunkel der letzten Tage, ans Licht einer anhaltenden Menschlichkeit, einer dauerhaften Bereitschaft zu Versöhnung und Toleranz. Ans Licht, das uns den Weg der zuversichtlichen Ruhe zeigen möge in die Zukunft dieser grossen nachbarschaftlichen Gemeinschaft der Menschen in unserer kleinen Stadt, in unseren kleinen Gemeinden, in unserem kleinen Kanton und in unserem kleinen Land.

*Trauerrede von Nationalratspräsident Peter Hess*

Liebe Trauergemeinde,  
verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger

Tiefe Trauer und Bestürzung sind über den Kanton Zug und seine Bevölkerung herein-  
gebrochen. Fassungslos und entsetzt lesen wir immer wieder die Namen derer, die durch  
diese schreckliche Tat mitten aus dem Leben gerissen wurden. Die Namen stehen für  
Menschen, die uns nahe standen und uns lieb waren. Menschen, die uns vertraut waren mit  
dem Leuchten ihrer Augen, mit der Kraft ihres Händedrucks, mit der Einzigartigkeit ihrer  
Stimme, mit dem Pulsieren ihrer Herzen. Menschen, die sich bereit erklärten, wertvolle  
Erfahrung und Zeit für Aufgaben der Allgemeinheit einzusetzen. Wir verneigen uns vor  
diesen toten Menschen in Dankbarkeit und Anerkennung.

Im Namen der Bundesversammlung, stellvertretend für die ganze Bevölkerung unseres  
Landes, im Auftrage des Bundesrates und auf Wunsch zahlreicher Vertretungen ausländi-  
scher Staaten und Parlamente spreche ich den schmerzlich geprüften Hinterbliebenen, der  
heute in Zug versammelten Trauergemeinde und der ganzen Zuger Bevölkerung unsere  
herzliche Anteilnahme und unser solidarisches Mitgefühl aus. Unsere Gedanken weilen aber  
auch bei allen anderen Behördenmitgliedern und Medienschaffenden, die vom Attentat  
direkt betroffen wurden, insbesondere bei jenen, die sich noch in Spitalpflege befinden: Wir  
wünschen ihnen Mut und Zuversicht, um über den schweren Schicksalsschlag hinwegkom-  
men und wieder hoffnungsvoll in die Zukunft blicken zu können.

Unser Staatswesen, und im Besonderen der Kanton Zug ist geprägt durch die kleinen,  
schweizerischen Verhältnisse, die eine Nähe von Politik und Gesellschaft erlauben, wie sie  
auf der Welt einzigartig ist. Die bürgernahe Verwaltung und der direkte Zugang zu den  
Personen, die Verantwortung tragen, vermitteln Vertrauen und Sicherheit – Werte, die uns  
allen viel bedeuten. Der rücksichtslose Anschlag auf Mitglieder des Zuger Kantonsparla-  
ments und der Zuger Regierung, die sich in Erfüllung des ihnen vom Volk übertragenen  
Mandates mit der Beratung von Amtsgeschäften befassten, war daher nicht nur ein  
Anschlag auf Menschen. Er war in gleichem Masse ein Anschlag auf den Kanton Zug, auf  
die direkte Demokratie, auf unsere Institutionen. Doch wir wollen es nicht hinnehmen,  
dass uns diese Werte genommen werden. Die Wahnsinnstat soll vielmehr dazu beitragen,  
dass wir wieder enger zusammenrücken, dass wir wieder herzhafter für Recht, Gerechtig-  
keit, Chancengleichheit und Solidarität eintreten und so die Stärken der direkten Demo-  
kratie aufrecht erhalten.

Gewählte Mitglieder von Parlamenten, Regierungen und Gerichten, aber auch Mitarbeiterin-  
nen und Mitarbeiter in der Verwaltung müssen immer wieder Entscheide fällen und aus-  
führen, die nicht alle zufrieden stellen. Das Leben in einer freiheitlichen, demokratischen  
Gesellschaft setzt jedoch voraus, dass wir bereit sind, rechtsstaatlich einwandfrei zustande  
gekommene Entscheide zu akzeptieren, die Rechte des Andern zu achten und Toleranz zu  
üben. Es stellt sich allerdings die Frage, ob die Politik in der von Hektik und Leistungsdruck  
geprägten Zeit bestimmte Bürgeranliegen nicht auf menschlichere Art aufnehmen und kom-  
munizieren sollte. Bei allen Vorzügen der schriftlichen und elektronischen Kommunikation  
darf doch das persönliche Gespräch, die verständnisvolle Auseinandersetzung mit berech-  
tigten Einzelanliegen nicht zu kurz kommen.

Bereits seit längerer Zeit bedrückt mich die Erkenntnis, dass Mitbürgerinnen und Mitbürger  
dazu neigen, offen oder versteckt, mit Verachtung und hasserfüllten Worten auf Entwick-  
lungen unserer Zeit zu reagieren. Ich denke dabei an aktuelle Fragen wie die Auseinander-  
setzung um den Schwangerschaftsabbruch, unser Verhältnis zu den in unserem Lande  
anwesenden Asylbewerbern oder die Gestaltung unserer Beziehungen zum benachbarten  
Ausland. Diese Entwicklung, aber auch die Bagatellisierung der Gewalt in Film und Fern-  
sehen rufen danach, dass Politik und Medien wieder vermehrt darauf hinwirken, Gewalt-  
bereitschaft, auch verbaler Art, abzubauen.

In diesen Stunden und Tagen ist es schwierig, das tragische Ereignis mit dem Verlust von  
nahestehenden Menschen verstehen und akzeptieren zu können. Ich wünsche mir daher,  
dass uns die Erinnerung an alles Gute und Wertvolle, das die Verstorbenen uns und der  
Gemeinschaft geschenkt haben, mithilft, um Trost, Kraft und Hoffnung zu finden, damit die  
schmerzenden Wunden wieder heilen können. Gott möge uns dazu beistehen.

Zuger  
Neujahrsblatt  
2002

**Zuger Neujahrsblatt 2002**

Verantwortlich  
Herausgeber  
Verlag

---

*Zuger  
Neujahrsblatt  
2002*

---

*Herausgegeben  
von der Gemeinnützigen Gesellschaft  
des Kantons Zug*

Die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug dankt herzlich für die Unterstützung der vorliegenden Ausgabe des Zuger Neujahrsblattes folgenden Behörden und Gönnern:

- Kanton Zug
- Stadt Zug
- Gemeinde Baar
- Gemeinde Cham
- Gemeinde Hünenberg
- Gemeinde Risch
- Gemeinde Steinhausen
- Bürgergemeinde Zug
- Glencore AG
- Janssen-Cilag AG
- Landis Bau AG
- V-Zug AG
- Wasserwerke Zug AG

## Inhalt

In eigener Sache	Beat Wicky	8
Zuger Grenzen		
Werden und Wachsen von Grenzen	Roger Sablonier	12
Grenzenlose Planung, begrenzte Weitsicht	Christian Siegwart	26
Nonstop um die Zuger Grenze	Jürg Schumpf / Heinz Zobrist	32
Internationale Grenzen		
Total global fatal	Ignaz Staub	38
Bilder von Begegnungen	Christoph Kühn / Helen Keiser	42
Horizontenerweiterung durch Wandern	Peter Landis	52
Rechtliche Grenzen		
Schatten über den Rosen	Rolf Elsener	58
Bilder in quasi virtuellen Welten	Patrick Cotti	62
Unsichtbare Grenzen		
Entgrenzungen und Grenzüberschreitungen	Christoph Stucki	68
Wenn innere Grenzen verrücken	Therese Marty	74
Das stille Leben der Familie Karakuzu	Barbara Schmutz	80
Dann und wann poliert sie eine Goldmedaille	Alexandre Kobel	86
Wenn «Unorte» sich als die besseren Orte erweisen	Adrian Hürlimann	92
Bemerkenswertes 2001		
Neues Leben im Kloster	Heinz Hertach	100
Erfolge der Zuger Blasmusik	Deborah Annema	103
Ein Fest für alle	Nicolett Theiler Gutmann	105
Impressum		111

Liebe Leserin, lieber Leser

Zug steht immer noch unter dem unauslöschlichen Eindruck der schrecklichen Ereignisse des 27. September 2001, die uns in ungeahntem Ausmass die Grenzen unserer menschlichen Existenz aufgezeigt haben.

Lange vor dem schwarzen September hat die Neujahrsblattkommission für das Zuger Neujahrsblatt 2002 aus Anlass der 650-jährigen Zugehörigkeit Zugs zur Eidgenossenschaft das Thema Grenzen gewählt. Damals konnten wir nicht erahnen, welch tiefen Sinn dieser Begriff in diesen Tagen erhalten würde.

Wir wollten eigentlich der Frage nachgehen, was die Eidgenossenschaft dem Zugerland durch die Grenzöffnung brachte, wie der Wegfall der Grenzen Zug aus seinem Provinz-Dasein erlöste. Doch bald stellten wir fest: Das Thema Grenzen umfasst viel mehr.

Dabei gibt es eine Dialektik, ja geradezu eine Paradoxie: Einerseits vermitteln Grenzen und Zollhäuser Sicherheit und Geborgenheit, schaffen sie heimisches Behagen. Auf der anderen Seite trennen Grenzen, engen ein, wirken wie Scheuklappen und grenzen die Hiesigen von den Fremden ab.

Diese Dialektik kannten gewiss schon unsere Vorfahren vor 650 Jahren, als sie sich fragten, ob man allein bleiben oder sich mit den Eidgenossen verbinden sollte – und so eindeutig war dieser «Beitritt» nicht, wie im Beitrag von Roger Sablonier gezeigt wird.

Das Paradoxe erleben auch wir in der rasch fortschreitenden Globalisierung. Diese reisst Grenzen mit ihrer unglaublichen Mobilität und telekommunikativen Allgegenwart nieder, auf der anderen Seite wecken die offenen Grenzen nicht nur die Sehnsucht nach regionaler Geborgenheit und jodelndem Brauchtum, sie machen auch Angst: Der moderne Terrorismus, das zeigen die furchtbaren Anschläge in New York, enthüllt mit brutaler Grausamkeit die Verletzlichkeit der offenen, grenzenlosen Welt.

In unserer zunehmend multikulturellen Gesellschaft wird der Ruf nach Bewahrung bestehender, ja nach Errichtung neuer Grenzen laut. Grenzen, die viele als notwendig erachten, um die eigene Identität zu bewahren. Und es sind nicht in erster Linie politische und geographische Grenzen, sondern viel mehr rechtliche und psychologische Grenzen, Trennlinien quer durch unsere Gesellschaft und quer durch unser Innerstes.

Trotz der weltweiten Migration, dem globalen Massentourismus und der grenzenlosen Kommunikation müssen wir uns eingestehen, dass diese Phänomene

die Menschen nicht zwangsläufig einander näher bringen. Oft bleibt es beim oberflächlichen, belanglosen oder allenfalls auf das Ökonomische begrenzten Kontakt. Eine darüber hinausgehende Integration verlangt die Bereitschaft, innere Grenzen zu überwinden und sich vertieft mit dem Andersartigen auseinanderzusetzen und den Dialog mit dem Fremden zu suchen. Grenzen, seien es physische oder psychische, geographisch-politische oder kulturelle Grenzen, sind nicht starr, unverrückbar und unüberwindbar. Das an Grenzen aufgebaute Konfliktpotential, das Aufeinanderprallen gegensätzlicher Ideen und Ideale stellt immer wieder eine Herausforderung dar, Grenzen zu verschieben, durchlässig zu machen oder sie zu überschreiten.

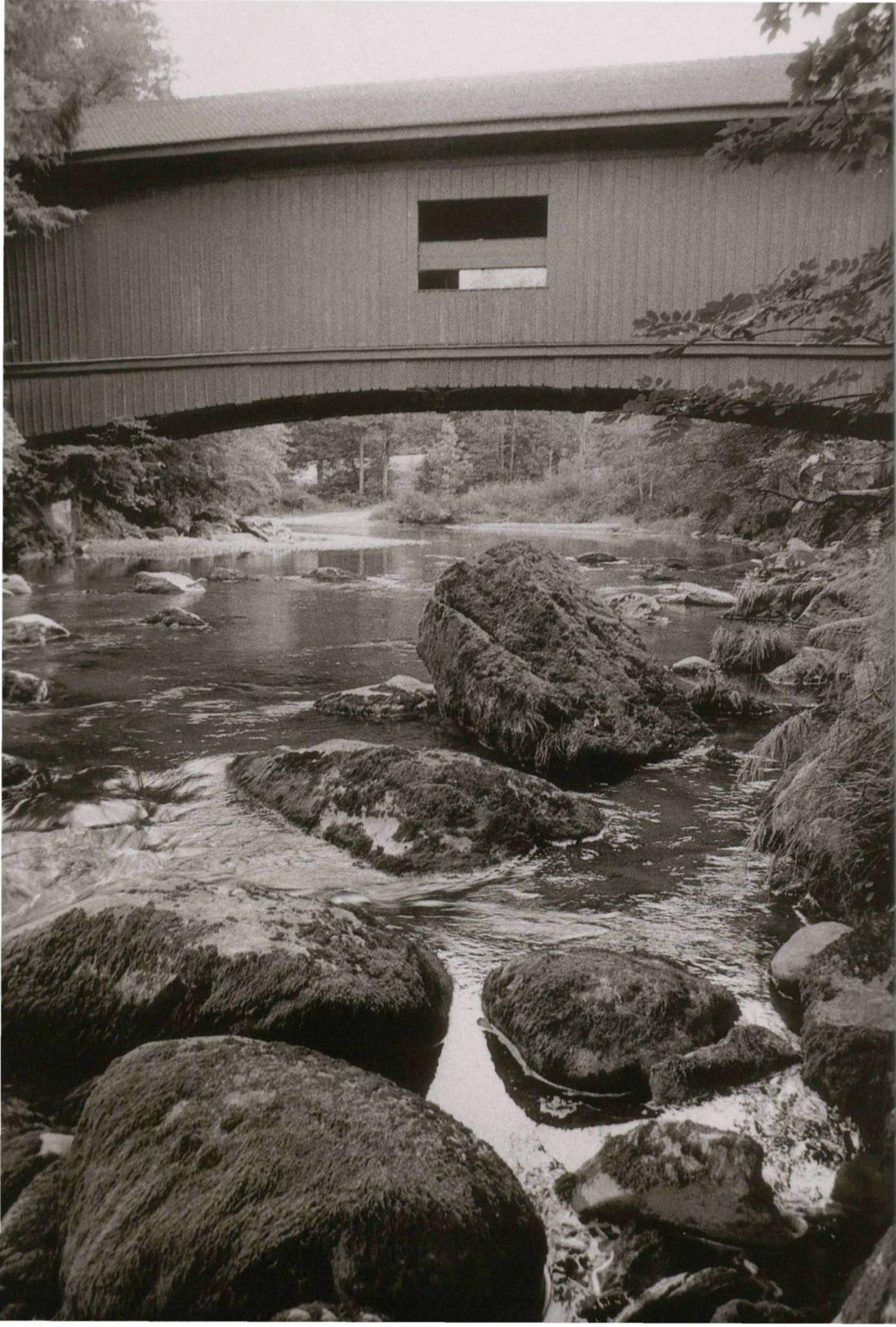
Manchmal aber, wenn Gefahr nicht anders zu bannen ist, muss man die Grenzen schliessen. Das gilt etwa für den Terrorismus. Auch gegen Amokläufer muss man sich wehren.

Welches ist jedoch das richtige Mass? Allzu lange und allzu intensiv darf eine derartige Abgrenzung nicht dauern, sonst verlieren wir elementare Grundwerte wie Offenheit, Kommunikation und Austausch.

*Beat Wicky, Präsident der Neujahrsblattkommission*



**Z u g e r   G r e n z e n**



*Wie sind die Zuger Grenzen entstanden? Welche Funktionen hatten sie zu erfüllen? Wem nützen sie? Der folgende Essay informiert, erklärt und stellt interessante Fragen.*

2002 feiert der Kanton Zug ein staatliches Jubiläum. 1352, also vor 650 Jahren, hat Zug zum ersten Mal mit den damaligen eidgenössischen Orten einen Bündnisvertrag abgeschlossen, gemeinhin bezeichnet als Beitritt Zugs zur schweizerischen Eidgenossenschaft, manchmal auch schlicht verstanden als Beginn der Zugehörigkeit des Kantons Zug zur heutigen Schweiz. Gab es eigentlich schon damals so etwas wie einen «Kanton Zug»? Heute tritt uns der Kanton Zug zunächst einmal einfach als eine bestimmte Fläche auf der schweizerischen Landkarte entgegen. Und selbstverständlich besitzt er wie jeder schweizerische Kanton feste, im Gelände lokalisierbare politische Grenzen. Warum eigentlich? Was bedeuten solche Kantonsgrenzen überhaupt, und wie sind sie entstanden?

Politisch-staatliche Grenzen wie die Kantonsgrenzen sind gesellschaftliche Phänomene vielschichtiger und widersprüchlicher Art. Wenn es nicht gerade um einen Wohnortwechsel, um Wahlen oder um einen unliebsamen Kontakt mit der Polizei geht, nehmen die meisten davon im Alltag kaum Notiz. Ausser den kantonalen Amtsstellen wissen wohl nur wenige Leute im Detail, wo diese Grenzen an Ort und Stelle zu finden sind. Auf der Landkarte erscheint ihr Verlauf manchmal sonderbar und willkürlich.

*Die Sibl trennt,  
die Brücke verbindet  
die Kantone Zug  
und Zürich:  
die Babenwag-Brücke  
bei Siblbrugg.*

Sie gehören nicht zu den natürlichen Gegebenheiten, obschon sie sich teilweise an Wasserläufen und Bergkämmen orientieren. Auf die Frage, wo genau und warum wir auf der Strasse zwischen Steinhausen und Knonau plötzlich den Kanton Zug verlassen und in den Kanton Zürich einfahren, würden die meisten mit Achselzucken antworten. Oder höchstens vorbringen, das sei halt – wie andere merkwürdige Selbstverständlichkeiten im Leben – «historisch bedingt» und damit andeuten, dass dieser Umstand für sie im Alltag keiner weiteren Frage oder gar Rechtfertigung bedarf.

Niemand allerdings wird die Existenz solcher Grenzen bestreiten wollen. Und bei näherem Hinsehen wird zumindest die staatliche Bedeutung der Zuger Grenzen sofort klar. Als reales Element von staatlicher Tradition definieren sie den Kanton Zug als besonderen politischen und administrativen Raum. Der Kanton bildet ein festumrissenes staatliches Territorium, innerhalb dessen staatliche Organisationen dem Zuger Staatsvolk Rechte garantieren, Ansprüche erfüllen, Pflichten auferlegen und Leistungen abverlangen. Sie bieten damit, jedenfalls aus der Sicht der politisch Betroffenen, einen konkret benennbaren Orientierungspunkt im sonst recht dichten Nebel auf der Suche nach politisch-staatlichen Zuger Identitäten.

So vermögen die Zuger Grenzen vielleicht einiges zu einem gewissen zugerischen Gemeinschaftsbewusstsein beizutragen. Auch wenn sie den Alltag kaum prägen, bilden sie für viele trotzdem ein für «wir alle in diesem Raum» gültiges Element. Grenzen können auf diese Weise staatlich-politische, territoriale Identität stiften. Für viele bedeutet die durch diese Grenzen bestimmte Zugehörigkeit zum Kanton Zug auch heute noch mehr als nur die Abgrenzung von jener Nachbarschaft, die mehr Steuern bezahlt. Nicht nur Behördenvertreter und Politiker, auch viel breitere Bevölkerungsgruppen nehmen die Kantonsgrenze als ein Element von Stabilität und Dauerhaftigkeit wahr. Sie umschliesst ein bestimmtes räumliches Umfeld, das sich viele als «Herkunft» oder gar als «Heimat» kulturell angeeignet haben. Damit wird sie in gewisser Weise als Kulturgrenze verstanden.

Der Kanton innerhalb heutiger Grenzen stellt also einiges mehr als einen geografischen Raum dar, nämlich einen gesellschaftlichen Handlungsraum von Menschen. Die Grenzen befinden sich weniger im Gelände als in unseren Köpfen. Sie sind nicht bloss geografisch-räumlich, sondern ebenso sehr politisch, sozial und kulturell bestimmt. Das Beharrungsvermögen entsprechender Vorstellungen kommt spätestens

dann zum Vorschein, wenn Kantonsgrenzen zum unüberwindbaren Hindernis für die regionale politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit werden. Oder wenn eine Gemeinde auf die Idee kommt, ihre Kantonszugehörigkeit wechseln zu wollen.

Staatliche Jubiläen bieten willkommene Gelegenheit zur staatlichen Gemeinschaftsförderung, und die «eigene» Geschichte bildet dafür einen traditionellen Aufhänger, auch im weltoffenen Zug. Leitvorstellungen über Staatstraditionen und politisch-kulturelle Identität, ja über die Geschichte des Kantons überhaupt gilt wieder vermehrt Beachtung. Ein wichtiger Teil dieser Geschichte ist die Entstehung der Zuger Grenzen. Wie weit gehen sie eigentlich zurück? Was auch immer die Verträge von 1352 in der damaligen Zeit tatsächlich zum Inhalt hatten und politisch bezweckten: Im traditionellen Geschichtsbild wird der Vertrag von 1352 als Beitritt Zugs zur innerschweizerischen Eidgenossenschaft verstanden. Er erscheint für Zug – als Analogie zum ersten eidgenössischen Bund von 1291 – als eine Art von staatlichem Gründungsakt. Damit verknüpft sich landläufig die Vorstellung, damals habe schon so etwas wie ein Kanton Zug, also ein zugerisches Territorium, bestanden. Entsprechend wäre durch den «Beitritt» von 1352 das Gebiet der Eidgenossenschaft und letztlich das Territorium der heutigen Schweiz um ein grösseres Stück Land erweitert worden – und zwar um ein zugerisches Kantonsgebiet, das schon damals klar umrissene Grenzen aufgewiesen hätte.

Die Bilder solcher Art über das Alter und die jahrhundertalte Kontinuität von Zugergebiet und Zuger Grenzen sind historisch falsch. Manchen bieten sie trotzdem Anlass zu Stolz auf eine jahrhundertalte Staatstradition. Oder eben den Anknüpfungspunkt für das, was man seit dem 19. Jahrhundert eine allgemein übliche Form von kantonalem Nationalismus – etwas zutreffender als staatliches Eigenbewusstsein der Kantone, polemischer als «Kantönligest» bekannt – innerhalb einer föderalistischen Schweiz nennen könnte. Vorstellungen über kantonale Staatstraditionen stellen für die schweizerische Mentalität und politische Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts eine wichtige Realität dar. Sie sind deshalb die eine Seite des Themas Kantonsentwicklung und Grenzentstehung; jene, die besonders für die Geschichte der Entstehung von «Schweizertum» und «Zugerart» nach 1800 von Bedeutung ist. Die nicht minder wichtige andere Seite ist die Frage nach dem tatsächlichen historischen Verlauf der Grenzbildungsprozesse seit dem 14. Jahrhundert. Die angeführten älteren Geschichtsbilder, wie sie sich in Schule und Öffentlichkeit seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit vorwiegend nationalpädagogischer Stossrichtung stark ausbreiteten, geben hier eine verkürzte Sicht wieder.

Grenzbildung ist, erstens, wie überall auch im Falle der Zuger Staatsgrenzen ein sehr langer und langwieriger Prozess. Zum zweiten und noch viel wichtiger: Politisch-staatliche Grenzen besitzen nicht zu allen

Zeiten die selbe Funktion und die gleiche Bedeutung. Tatsächlich haben starke Veränderungen stattgefunden, nach den in räumlicher Hinsicht entscheidenden Entwicklungen des 15. Jahrhunderts viel mehr noch in den Vorstellungen über Funktionen und Beschaffenheit von Grenzen.

#### «Zugergebiet» 1352 – 2002

Um 1352 bestand in keiner Weise ein Zuger Kantonsgebiet. Damals teilten sich unterschiedlichste Herrschaftsträger die verschiedensten Rechte und Besitzungen im heute zugerischen Gebiet: Klöster wie Einsiedeln und Kappel, weltliche Herren wie die habsburgische Landesherrschaft oder die Herren von Hüenenberg, in Entstehung begriffene ländliche Gemeinden wie Ägeri, aufsteigende kleinstädtische Kommunen wie die Stadt Zug und einige andere. Ihre Herrschaft fand auf ganz unterschiedlichen Ebenen statt. Abgaben, Steuern, Gerichte und Ansprüche an Personen mussten räumlich nicht zusammenfallen. Auf keiner dieser Ebenen bezogen sich Herrschaft und politische Organisation auf eine durch fixe Grenzen abgeschlossene Staatsfläche.

Unter Führung der Stadt Zug, die sich als eigentliche Erbin habsburgischer Landesherrschaft verstand, sind seit der Zeit um 1400 die verschiedensten Besitz- und Rechtsansprüche zum neuzeitlichen zugerischen Staat zusammengefügt worden. Neben dem Stadtgebiet gab es die Untertanengebiete, die fünf Vogteien in Walchwil, Cham, Hüenenberg, Steinhausen und

Gangolfswil (Risch, Rotkreuz). Dazu kamen die drei Gemeinden des sogenannten Äusseren Amtes; diese vermochten – neben Baar und der Gemeinde am Berg (Menzingen, Neuheim) insbesondere Ägeri – eine zeitweise ausgeprägte Selbständigkeit zu wahren. Bis zum Ende der Alten Eidgenossenschaft 1798 blieb das eidgenössische Land Zug auf diese Weise ein originelles Mittelding zwischen einem Stadtstaat wie Zürich und einem Landstaat wie Schwyz, offiziell «Stadt und Amt Zug».

Die Stadt Zug durfte um 1500 die Vogteien als gesicherten Besitz betrachten, und sie hatte gegenüber den drei äusseren Gemeinden ihre Vorrangstellung mehr oder weniger behauptet. Trotzdem setzte sich die territoriale Rechtsvereinheitlichung, also die innere Integration zum Kanton, gegenüber der historisch gewachsenen Diversität erst im 19. Jahrhundert wirklich durch. Die grundsätzliche Festlegung dieser Vereinheitlichung durch die Verfassung von 1803 bedeutete erst eine Absichtserklärung. Heutige kantonale Verfassungs- und Rechtsformen entstanden in den Kerninhalten im Laufe des 19. Jahrhunderts. Sie befinden sich selbstverständlich weiterhin in ständigem Wandel. Erst 1813 wurde übrigens der formelle Rechtsstatus der Kantonsbürgerschaft eingeführt, ein wichtiger symbolischer Akt.

Die flächenmässigen Umriss des künftigen kantonalen Territoriums standen demzufolge wie bei fast allen eidgenössischen Orten um 1500 im Grossen fest. Nennenswerte Gebietsveränderungen folgten weder

auf die Auseinandersetzungen der Reformationszeit im 16. Jahrhundert noch viel später, 1847/48, auf die schwere innere Krise der Eidgenossenschaft in Sonderbundskrieg und Verfassungskämpfen. Besonders turbulent, als Folgen des Umbruchs von 1798, waren die Jahre der Helvetik. Damals wurde Zug zu verschiedenen Malen Teile des Freiamts und der Grafschaft Baden zugeordnet. Ab Mai 1799 war die Stadt Zug auch Hauptort des neugebildeten, im Frühjahr 1801 wieder zerfallenden Kantons Waldstätten. Die radikalen helvetischen Neuerungen waren von kurzer Dauer, aus einem zugerischen Bezirk Muri wurde definitiv nichts. Die Menzinger wollten 1823 aus finanziellen Gründen allen Ernstes aus dem Kanton Zug austreten, kamen damit aber bei den zugerischen Behörden und bei den Miteidgenossen schlecht an. Kleinere Grenzbereinigungen an Ort und Stelle zogen sich in einer intensiven Vermessungs- und Bereinerungstätigkeit an vielen Orten der Kantonsgrenze bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Was heute als zugerische Staatsgrenzen in den Akten der staatlichen Verwaltung im Detail festgehalten wird, ist demzufolge das Resultat einer langen und wechselhaften Entwicklung. Sie setzte erst nach 1400 richtig ein und kam im 20. Jahrhundert zum (vielleicht vorläufigen) Abschluss. Die heutige staatliche Bedeutung dieser Grenze ist klar definiert. Sie umschreibt zunächst einen Rechtsraum, und sie verortet die innerhalb dieses Raums wohnenden Menschen in einer bestimmten Rechtsordnung,

macht sie «zugehörig» in Sachen kantonalen Verfassungs- und Rechtsordnung. Dies gilt insbesondere für Stimm- und Wahlrechte, Gesetzgebung, Steuern, Gerichte und Strafvollzug.

Wir sind alle von der staatlichen Verwaltung und von öffentlichen Institutionen des kantonalen Bereichs administrativ erfasst. Zu dieser Administration gehört, dass die Grenzen genau vermessen und im Detail verzeichnet sind. Damit hat also so etwas wie eine Verschriftlichung der Grenze stattgefunden. Die Kantonsgrenze bündelt zudem eine ganze Reihe weiterer Grenzen des öffentlichen Bereichs, insbesondere der seit 1874 eingeführten Einwohnergemeinden. Aus Steuergründen wurde zudem im 20. Jahrhundert meist erfolgreich die Koordination bis hinunter zu den Grundstücksgrenzen privater oder öffentlicher Eigentümer, wie sie im Grundbuch verzeichnet sind, durchgesetzt. Niemand kann sich diesen Kantonsgrenzen als «Landesgrenzen im Kleinen» entziehen. Das Kollektiv, also in unserem Falle der Staat Zug, machte daraus einen eigentlichen Anspruch auf Identifikation, wie er in dieser Form vor 1800 nicht bestanden hatte. Damit verbinden sich häufig starke politische Emotionen. Initiativen zur Veränderung werden deshalb trotz demokratischer Strukturen von vielen recht eigentlich als staatsgefährdend aufgefasst. Heftige politische Emotionen weckten übrigens regelmässig auch die nach 1874 häufigen Grenz-Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gemeinden.



Hoppla:  
Die Gyger-Karte von  
1685 verlegt  
Steinhausen in den  
Kanton Zürich.

Wie haben nun diese Grenzen vor 1800 ausgesehen, und wie ist man damals mit dem Grenzproblem umgegangen? Die schriftliche Überlieferung der früheren Zustände konzentriert sich auf zwei Bereiche: Zum einen auf die obrigkeitlichen Erlasse und Ordnungen, zum andern (und mit dem ersten häufig verbunden) auf Schriftstücke aus Konflikten um Grenzen. Im Folgenden soll aus beiden Bereichen je ein Beispiel etwas ausführlicher dargestellt werden. Im ersten Fall als klare Grenzbildung «von oben», als Massnahme der Obrigkeiten, im zweiten Fall – zumindest indirekt – als Grenzbildung «von unten», im Rahmen von Austausch und Konkurrenz im alltäglichen Leben an der Grenze.

#### Die verlorenen Grenzsteine oder: Die Grenze von oben

Wie heute Regierung und Parlament, sind es vor 1800 die Obrigkeiten – die Räte und ihre Amtsträger –, welche beanspruchen, über Grenzen bestimmen und hier für Ordnung sorgen zu können. Die obrigkeitlichen Erlasse bilden einen herausragenden Bestand an schriftlichen Zeugnissen zum Grenzproblem. Zahlreiche Aufzeichnungen in den Zuger Archiven beziehen sich beispielsweise auf die Grenze zwischen Zug und Zürich im Gebiet von Sihlbrugg bis zur Reuss, wo auf Zürcher Seite die Vögte in Knonau zuständig waren. Als Beispiel einer Grenzbildung «von

oben» eignet sich ein Bericht über eine Grenzbereinigung in diesem Gebiet. Mit Datum vom 27. Dezember 1765 richtete der Zürcher Landvogt Hirzel von Knonau ein offizielles Schreiben an die Zuger Regierung. Der Text, hier ausschnittsweise und der modernen Sprache angepasst wiedergegeben, lautet: «Nachdem mir von Meinen Gnädigen Herren und Oberen aufgetragen worden (ist), Euch Meinen Gnädigen Herren und Nachbarn freundnachbarlich zu bedeuten, dass 4 Marchsteine zwischen dem Löblichen Stand Zug und der Herrschaft Knonau völlig in Abgang (gekommen) seien, wollen (wir) Hochdieselben ersuchen, die Bemühung auf sich zu nehmen und durch ihren Steinmetz in Zug vier neue währschafte Landmarchsteine (mit unserer Kostenbeteiligung) verfertigen zu lassen. (Jeder davon) auf der einen Seite mit dem Zeichen Z, auf der andern Seite mit ZK, und beiderseits mit jedes Löblichen Standes Wappen, unten dran mit Anno 1766. Und wenn solche (Marchsteine) fertig sein werden, (sollen sie) mich das gütigerweise wissen lassen, damit ich bei angenehmer Frühlingszeit mit meinen Gnädigen Herren und Nachbarn den Tag verabreden kann, an dem sowohl diese Steine an ihre alten Örter gepflanzt, wie auch überhaupt (alle Mängel) auf der Stelle behoben und die Jahrzahlen ergänzt werden, in Hinblick darauf, dass von allem eine genaue Marchenbeschreibung errichtet werden könne ...» Am 18. August 1766 fand die Begehung mit den offiziellen Vertretern von Zürich und Zug wirklich statt.

Aus dem dabei angefertigten Protokoll ist eine detaillierte Beschreibung des Grenzverlaufs geworden. Diese Grenzbereinigung zwischen Zug und Zürich veranschaulicht interessante Aspekte der Grenzbildung in dieser Zeit. Die Obrigkeit beansprucht die alleinige Kompetenz, die Grenze sichtbar zu machen. Es ist anzunehmen, dass die Orte, wo die verlorenen Grenzsteine gestanden sind, eruiert werden konnten, weil in der Regel beim Setzen unter die Steine in brauchwürdiger Form besondere Gegenstände, Tonscherben oder ähnliches, unterlegt wurden. Trotzdem muss die Grenze von beiden Parteien gemeinsam begangen, also «gesehen» werden. Besondere Eile ist nicht nötig; im Frühjahr ist es zweckdienlicher und vielleicht auch gemütlicher. Grenzumgänge, sogenannte Untergänge oder Kundschaften durch die Verantwortlichen, sind ein entscheidender Teil der Aktualisierung von Grenzen. Daran ändert auch die schriftliche Grenzbeschreibung (noch) nichts. Wie im schriftlosen Mittelalter wird der Grenzverlauf immer noch vom kollektiven Gedächtnis und weniger von den Schreibern in der Amtsstube verwaltet. Im bäuerlichen Bereich sind für solche Grenzbegehungen recht drastische brauchwürdige Rituale überliefert. Den Knaben soll mit Ohrenzupfen oder gar mit einer Ohrfeige und anderen körperlich schmerzhaften Gesten der Grenzverlauf handfest eingepägt worden sein. Das Ohr gilt als Sitz des Gedächtnisses, und Kinder sind gute Gedächtniszeugen. In

jedem Falle muss die Grenze regelrecht «erfahren» werden. Die Bereinigung von 1765/66 galt einer schwierig zu bestimmenden Hoheitsgrenze. Die in gerader Strecke zwischen den recht locker sich folgenden Grenzsteinen verlaufende Linie grenzte die gegenseitigen Zuständigkeiten für die hohen Gerichtsfälle, z. B. bei Totschlag, ab. Nicht überall stimmte sie mit den anderen Gerichtsgrenzen, etwa für sogenannte niedergerichtliche Bussen bei einfachen Vergehen gegen die Ordnung, überein, schon gar nicht mit den sich ständig verändernden Nutzungsgrenzen der Dörfer und bäuerlichen Einzelhöfe. Ein interessantes Beispiel bietet in dieser Hinsicht Steinhausen: Hier vermochte Zürich seine hochgerichtliche Kompetenz bis 1798 bzw. 1803 zu halten, während sich die anderen Berechtigungen schon im 15. Jahrhundert in den Händen zugerischer Stadtbürger und der Stadt Zug befanden. Das Überlagern von Grenzen, wie es in Steinhausen feststellbar ist, war typisch und bot offenbar kaum Anlass zu Problemen. Stärker gestört erscheint hier das Einvernehmen nur 1426/30, oder zumindest ist eine Störung bisher nur aus dieser Zeit bekannt. 1426 hatte sich in Steinhausen ein Totschlag ereignet. Zug versuchte die gerichtliche Verfolgung an sich zu ziehen, musste diese aber nach einem Schiedsspruch von 1430 Zürich überlassen. Beide Stände beriefen sich auf das rechtmässige Erbe habsburgischer Rechte nach 1415 – in der Praxis dachte man ja

wohl auch an die Bussenerträge. Die Grenze verlief übrigens mitten durch das Dorf; auf der zürcherischen Gyger-Karte von 1667 wurde so Steinhausen zu Zürich gerechnet. Die Obrigkeiten traten vor dem 17. Jahrhundert nur dann in Aktion, wenn ein konkreter Anlass vorlag. Sonst hatte diese Grenze kaum grosse Bedeutung für die Untertanen. Ohnehin wäre aus der Sicht des Mörders von 1426 nicht der Gerichtsstand, sondern höchstens die bessere Aussicht auf eine glimpfliche Strafe ein Kriterium gewesen. Grenzverläufe erscheinen hier immer noch als eine Sache des Aushandelns, eine Charakteristik, die zeitlich weiter zurück noch viel ausgeprägter ist. Grenzen waren trotzdem nicht eigentlich unscharf, auch nicht im Sinne einer Art von Grenzsaum, in welchem eine perfekte Liniengrenze noch nicht gefunden war. Vielmehr befanden sie sich in Bewegung, bei der verschiedene Typen von Grenzen eine unterschiedliche Entwicklung durchmachen konnten. Je weiter zeitlich zurück, desto deutlicher wird diese Beweglichkeit und Mehrschichtigkeit von Grenzen. In der mittelalterlichen Herrschaftsausübung von Kirchen und Adel gab es nur ausnahmsweise geschlossene Bereiche. Das Netz der politischen Abhängigkeiten war auf Personen, nicht auf Territorien ausgerichtet. Die Zugehörigkeiten der Personen, aber auch die Abgrenzungen von Zuständigkeiten für Steuern, verschiedene Gerichtsformen und Rechtsgewährungen überlagerten und überschritten sich sehr stark. In bestimmten Formen der

Bürgergemeinden und Korporationen haben sich übrigens personen- und nicht flächenbezogene politisch-soziale Organisationsformen bis heute erhalten.

Flächenorientierte Grundmuster der politischen Organisation begannen sich erst im Spätmittelalter, im 14. und 15. Jahrhundert, durchzusetzen. Noch den frühneuzeitlichen Staat der Zeit von 1500 bis 1800 interessierten dabei in erster Linie die militärischen Aufgebots- und die Besteuerungsrechte; die Untertanen waren, etwas zugespitzt gesagt, Steuerobjekte, nicht souveräne Bürger. Eine Vereinheitlichung der Rechte (und Pflichten) aller Untertanen innerhalb eines bestimmten Gebiets wurde von eidgenössischen Orten erst in einem langen Anpassungs- und Übergangsprozess erreicht. So blieben im Ägerital und am Berg noch bis weit in die Neuzeit hinein einzelne Bauern dem Kloster Einsiedeln zu Abgaben im Todesfalle verpflichtet. Sie gehörten damit weiterhin zur «Familie» des Abtes, während sie gleichzeitig in den meisten gerichtlichen Sachen Zug unterstanden und Zinsen und Steuern je nach Besitzverhältnissen auch anderen Herrschaftsträgern bezahlten.

Dass Grenzsteine überhaupt verloren gegangen sind! Wo doch gerade Grenzsteine ganz offensichtlich einen besonderen rechtlichen Schutz geniessen, ihre heimliche Versetzung etwa nach den meisten ländlichen Rechtsordnungen mit harten Strafen geahndet oder zumindest präventiv mit grausamen Strafandrohungen – oft das lebendig Vergraben und Überfahren mit

dem Pflug – zu verhindern gesucht wird. Auch im Volksglauben war die Grenze besonders geschützt. Grenzfrevler können nicht sterben, bis ihre Untat ungeschehen gemacht ist, so will es eine weit verbreitete schweizerische Volkssage. Überhaupt ist die Grenze in der volkstümlichen Vorstellungswelt mit allerlei Aberglauben, Spuk und Sage verbunden. Ein totes Tier heimlich jenseits der Grenze zu vergraben, gehörte in der ländlichen Gesellschaft bis vor kurzem zu den besonderen Herausforderungen vor Gott und der Welt, sprich vor Dorfpfarrer und Nachbarn.

Die brauchtümlichen Strafandrohungen für Grenzfrevler sind symptomatisch. Tatsächlich berichten unsere schriftlichen Quellen erstaunlich häufig von verlorenen oder beschädigten Grenzsteinen. Manchmal mag sich dahinter ein nicht überlieferter Konflikt verstecken: Wenn man mit dem Grenzverlauf nicht oder nicht mehr zufrieden war, konnte das Verschwinden der Steine ein neues Aushandeln beschleunigen. Grenzsteine können auch antiherrschaftlichen Protesten zum Opfer gefallen sein; in solchen Situationen reagierten die Obrigkeiten meist zurückhaltend. Sie waren letztlich darauf angewiesen, die Bauern bei Laune zu halten. Vielfach mag einfach die geringe Bedeutung solcher Hoheitsgrenzen im alltäglichen Leben der Landbewohner dafür verantwortlich gewesen sein. Hoheitsgrenzen grenzen Herrschaftsansprüche zwischen Herrschaften und nicht die «Zuger» und die «Zürcher» voneinander ab. Grenzsässige Bauern können allerdings

die Grenze dazu benützen, ganz anders motivierte Konflikte auszutragen: 1629 muss der reformierte Knonauer Bauer Gallmann um eine spezielle Bewilligung nachsuchen, um auf katholischer, also Zuger Seite an katholischen Feiertagen seine Äcker bewirtschaften zu dürfen. Vielleicht ging es hier nicht einmal um Religion, sondern ganz gewöhnlich um «freundnachbarliche» Missgunst und Aufsässigkeit.

Das Vorgehen des Zürcher Landvogtes Hirzel von Knonau 1765/66 zeigt deutlich, dass es die Obrigkeiten sind, die ein Bedürfnis entwickeln, ihr Gebiet genauer zu überblicken und straffer zu verwalten. Ziel war, die staatliche Erfassung und die Kontrolle über die Untertanen zu erhöhen. Frühstaatliche Erfassung in diesem Sinne bedeutet, gleichmässig Gewalt über möglichst alle innerhalb eines bestimmten Territoriums ansässigen Menschen auszuüben. In diesem Sinne weist die Zürcher Initiative von 1765 in die Zukunft. Es fällt bei den Auseinandersetzungen in diesem Bereich der Zuger Grenze überhaupt auf, dass die Zuger immer wieder nach Kundtschaften rufen, während die Zürcher stärker auf die Verschriftlichung und «Verzeichnung» bzw. Kartierung ihrer Ansprüche Wert legen und sich vermehrt auf ihre Akten und Amtsstuben berufen. Die zürcherische Verwaltung ist zu diesem Zeitpunkt offensichtlich bereits weiter entwickelt.

Die Tendenz staatlicher Verdichtung setzt sich lückenlos in der Erstellung von Grundbüchern und in der Landesvermessung

fort. Ihr Endpunkt ist die auf den Zentimeter genaue Vermessung des Landes, also der beherrschten Fläche, wie es heute unter der Zielsetzung einer lückenlosen administrativen Erfassung zum grossen Teil der Fall ist. Übrigens: Noch bei der Erstellung der Siegfried-Karte um 1880 in diesem Gebiet fand man ausgerechnet den Grenzstein Nummer 1 bei der Babenwag in Sihlbrugg nicht mehr – oder eben wieder nicht mehr. Die Regierungsvertreter einigten sich damals darauf, die Grenze beim Brückenposten in der Mitte der Sihl festzulegen. Einvernehmliche kleinere Grenzbereinigungen in dieser Zone fanden in Zusammenhang mit Strassenbau und anderem noch im 20. Jahrhundert statt.

#### Auf den Grenzzaun sitzen oder: Die Grenze von unten

In der schriftlichen Überlieferung bilden, nebst den obrigkeitlichen Berichten und Erlassen, Schriftstücke und Notizen über Konflikte bei der Grenzbildung einen zweiten Schwerpunkt. Allerdings mit Einschränkungen: Obschon kein Zweifel bestehen kann, dass Nutzungs- und Abgrenzungskonflikte zum Alltag jeder ländlichen Gesellschaft gehörten, ist aus diesem «unteren» Bereich vieles nicht schriftlich überliefert. Wie solche Konflikte im bäuerlichen Alltagsbereich ausgesehen haben, ist trotzdem an einem Beispiel ganz anschaulich zu erfassen: Am Rossberg waren im 15. und 16. Jahrhundert Auseinandersetzungen um Weideansprüche zwischen Bauern aus Ägeri, Hauptsee bzw. Morgarten,

Sattel, Steinen, Arth und Schwyz in Gang. Weil die Schwyzer und Zuger Obrigkeiten um 1500 hier eingriffen und heftig um den Verlauf der Landmarch stritten, ist eine solche Grenzbildung «von unten» breit dokumentiert.

Im Herbst 1518 kamen in Arth zum wiederholten Mal Vertreter des Landes Schwyz und des Landes Zug zu Verhandlungen zusammen. Unter Vorsitz des Nidwaldner Landammanns Ulrich Adacher sollte in einem Schiedsverfahren der Streit um die Lage der Landmarchen an der Nordseite des Rossbergs geschlichtet werden. Die Parteienvertreter legten vor Gericht ihre Standpunkte dar. Angehört wurden 46 Zeugen aus Ägeri, Hauptsee, Steinen, Sattel und Arth. Diese berichteten über die ihnen im Gedächtnis haftenden Nutzungsverhältnisse im Hürital und auf Ramenegg. Eine ganze Reihe von Schriftstücken zu diesem «Handel» sind erhalten geblieben; die Sache zog sich bereits seit mehreren Jahrzehnten dahin. Unter den Schriftstücken befindet sich – heute interessanterweise im Staatsarchiv Luzern – ein ausführliches Protokoll der Zeugenaussagen von 1518. Diese stellen ein ungewöhnlich alltagsnahes, detailliertes und bewegendes Zeugnis der Streitigkeiten rund um die Weidenutzungen dar.

Die Zeugen von 1518 schildern mehrere Versuche, die gegenseitigen Weideansprüche auf friedliche Weise aneinander vorbeizubringen. Es ging in erster Linie darum, wie weit ins Hürital hinab Schwyzer Landleute Weiden nutzen durften. Schwie-

rigkeiten damit reichten offensichtlich bis in die Zeit um 1400 zurück. Nach 1460 häuften sich die Grenzbegehungen, bei denen wenigstens auf Zeit versucht wurde, die Nutzungen gegenseitig abzugrenzen. Das übliche Aushandeln an Ort und Stelle war zunehmend schwierig geworden. «Unnd alls si imm Rossberg warent, sygent die von Steinen unnd ab dem Sattel so ver (= weit) harabganngen, das sy, die von Egri, ein unwillen darab gwunnet (= zornig wurden); sigent si fürbas (= daraufhin) uffhin ganngen, des die ab dem Sattel unnd von Steinen ouch übell zefrieden (= unzufrieden) werendt» – so schildert einer der Ägerer Zeugen die handfesten Differenzen in den 1480er-Jahren. Zwar appellierte in diesem Falle einer der Ägerer an das Handeln als «gutt nachpuren»; aber es liess sich kein Ägerer finden, der die Bezeichnung des aufgerichteten Zaunes mit «krützen», also als relativ dauerhafte Lösung, gestatten wollte.

Bei solchen Grenzbegehungen kam es manchmal zum zornigen Auseinandergehen ohne verbindliches Ergebnis. Heini Meyer gibt, als Zeuge der Ägerer Seite, zu Protokoll, er habe vor langer Zeit gehört, wie eine Grenzbegehung ausgegangen sei. Man sei damals bis zur Ramenegg gekommen, da sei «der [Zuger] ammann Iten uff dem Hag gessen und sig übell zefrieden gsin». Er liess die Untergänger nicht weiter gehen, weil sie uneinig waren. Dann habe einer in der Weid (= Ramenegg) gefragt, wem diese gehöre. Der [alte Zuger] Ammann Malzach habe darauf geantwortet, sie

gehöre in die Landmarch der Schwyzer. Der Ammann Iten habe dies zuerst nicht verstanden und daraufhin einen andern gefragt, was der Ammann Malzach gesagt habe (Iten und Malzach redeten vielleicht nicht mehr miteinander!), und als er es verstand, diesen eines «zers lug», einer obszönen Lüge, bezichtigt. Also seien sie ohne Ergebnis auseinandergegangen. Der Zuger Ammann Iten setzte sich also auf den Grenzzaun – das muss sicher als eine besonders herausfordernde, unmittelbar Gewalt androhende Geste der Besitzbehauptung gelten. Von Begegnungen, die im Unfrieden endeten, mit «kiben» und sonstigen bösen Worten an der Schwelle zum offenen Gewaltausbruch, und von versteckten und offenen Provokationen bei der Nutzung ist auch sonst die Rede. Zwischendurch allerdings konnten sich die Leute aus Ägeri, Hauptsee, Sattel und Steinen durchaus wieder friedlich einigen, wie Schwyzer und Ägerer Zeugen mehrmals deutlich (wohl nicht nur aus prozesstaktischen Gründen) festhielten. Für den Alltag war dies unerlässlich. Immer wieder hielten sich allerdings einzelne nicht daran, und es kam zu Schwierigkeiten beim Viehauftrieb. Ein von Schwyz als «Abtreiber» an Ort und Stelle eingesetzter, «öffentlicher» Hirte aus Arth fühlte sich dabei offensichtlich von Ammann Iten so stark bedroht, dass er sein Amt den Schwyzern wieder zurückgab. Überhaupt ragt Ammann Iten durch sein entschiedenes, ja gewaltbereites Verhalten immer wieder hervor.

«Sigen(t) sy an einannern komen, doch so habent sy einannern nütt than», heisst es bei einem andern seiner Auftritte. Kein Wunder übrigens, dass einzelne, weniger einflussreiche Bauern nichts gesehen und nichts gehört haben wollen: «Cunratt Nussbomer redt, er wüss nütt darvon, (... mit Ausnahme) dann er hab allwegen ghört, das sy nie eins sigent worden.» Vor Gericht muss man ja nicht alles sagen. Und grundsätzlich wollten wohl viele beteiligten Bauern die Sache auch jetzt noch lieber unter sich regeln, ohne Zugriff der Obrigkeit. Die wirtschaftlichen Aktivitäten des reichen Johannes Iten (geboren vor 1438, gestorben nach 1506 und vor 1515) hatten die Schwierigkeiten zusätzlich eskalieren lassen. Johannes Iten stammte aus Ägeri, die Familie selber war offenbar wie viele Bauern im Hauptseegebiet von Schwyzer Herkunft. Grossbauer und ländlicher Potentat, war er in den 1460er-Jahren mehrmals Zuger Ammann und überhaupt eine bedeutende politische Figur im Zug des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Um 1470 hatte er auf der Ramenegg mit Einwilligung des Schwyzer Rates von einem Kochli aus der Wart in Hauptsee eine Weide «gekauft». Damit hatte er sich wohl eine einzäunbare, zur individuellen Nutzung freigegebene Weideberechtigung in der Allmend, also eine Nutzungsbe- rechtigung, aber kein «Grundstück» im Sinne von modernem privatem Eigentum erworben. Vielleicht genoss

er noch Schwyzer Landrecht, gleichzeitig sah er sich als Zuger Bürger, wie sicher sein 1518 als Zeuge aussagender Sohn. Auf alle Fälle hatten die Schwyzer (erfolglos) versucht, die Iten wie ihre eigenen Landleute zur Steuerleistung beim Erheben von sogenannten Kriegssteuern zu bewegen. Johannes Iten verteidigte am Rossberg seine eigenen wirtschaftlichen Interessen, konnte dafür aber auch den Zuger Rat mobilisieren.

Die Grenzstreitigkeiten am Rossberg waren «von unten», durch die alltäglichen Konflikte bei der Nutzung, bedingt. Warum die Weideflächen am Nordhang des Rossbergs heftig umstritten waren, ist ohne weiteres verständlich. Sicher spielte die starke Intensivierung der Viehhaltung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine erhebliche Rolle. Sie hatte in dieser Zeit die ganze Innerschweiz erfasst, und alle Viehartens tiessen auf rege Nachfrage auf den lombardischen Märkten wie in Zürich und Luzern. Als Folge breitete sich unter anderem die Praxis der Weideverpachtungen stark aus. Reiche Bauern wie die Iten konnten hier Geld investieren, und sie

verpachteten Aufzuchtvieh bzw. Weideanteile an die andern Bauern, was zusätzlich eine intensivere Nutzung der Weiden sowohl in der Allmende wie in eingezäunten Weiden nach sich zog.

*Dornenvoll:  
Die Grenzen waren  
nicht eindeutig,  
sondern mussten  
immer wieder  
ermittelt werden.*

Die traditionelle bäuerliche Konfliktkultur basierte auf relativer Gleichheit in der Armut, und sie hatte mit ihrem sozialen Ausgleichspotenzial immer wieder die Lösung alltäglicher Nutzungsprobleme ermöglicht. Den geschilderten neuartigen Herausforderungen gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren die Traditionen offensichtlich nicht mehr gewachsen. Gegenstand der Verhandlung im Schiedsgericht von 1518 waren allerdings nicht die alltäglichen Nutzungsverhältnisse. Vielmehr ging es hier um den Verlauf der Landmarch zwischen Schwyz und Zug, also um die Festlegung der landeshoheitlichen Gerichts- und Besteuerungsgrenzen. Wie konnte es dazu kommen? Noch 1518 betonten einzelne Zeugen, anfänglich sei in diesem Streit nie von den hohen und niederen Gerichten die Rede gewesen, sondern nur vom Weidgang. Schon kurz nach 1460 waren aber am Streit beteiligte Bauern um Hilfe an ihre Obrigkeiten gelangt, aus was für Gründen – sie sind nicht überliefert – auch immer. Das heisst zwar nicht, dass hier in der Folge «Zuger» gegen «Schwyzer» stritten. Aber der Streit geriet damit zusätzlich auf die Ebene der gegenseitigen Ausgrenzung von gerichtlichen Zuständigkeiten zwischen den Ländern Schwyz und Zug. Ein solches Bemühen um Ausgrenzung gehörte zur staatlichen Verfestigung beider Orte, wie sie im 15. Jahrhundert politisch erfolgreich auch in anderen Teilen des jeweiligen Territoriums durchgesetzt worden war, bei Schwyz etwa im Falle von Arth, bei Zug im Falle der Herrschaft Hüenberg.

Die Zuger Vertreter zogen dazu für den konkreten Fall Schriftstücke aus der Tasche, mit denen sie ihren Anspruch als rechtmässige Erben der habsburgischen Landesherrschaft darstellten. Die Dokumente enthielten zugleich eine ungefähr den heutigen Kantonsgrenzen, dem Bergkamm entlang laufende Grenzbeschreibung für das zugerische Hochgericht. Diesem Grenzverlauf schrieben sie (historisch sicher kaum begründet) ebenfalls Gültigkeit für das bei der Ordnungswahrung in Nutzungs- und Besitzfragen entscheidende Niedergericht zu. Alles bedeutete zunächst nur einen Anspruch. Die Schwyzer äusserten – aus heutiger Sicht berechnete – Zweifel an der Echtheit und Sachzugehörigkeit dieser Schriftstücke. Eine Reihe von Ägerer Zeugen hatte in den Aussagen grossen Wert auf die Fähigkeit der Ägerer Gemeinde gelegt, autonom, ohne Zuger Mitwirkung, Frieden mit den Schwyzern zu stiften. Aber die Zuger bestritten den Ägerern das Recht, selbständig mit den Schwyzern eine Übereinkunft auszuhandeln. Der Zuger Rat, vielleicht als gemeinsamer Amts- und Landrat, d. h. unter Mitwirkung der Vertreter aus den selbständigen Gemeinden, jedoch sicher unter Führung der Stadt, packte die Gelegenheit beim Schopf, in dieser Gegend die hoch- und niedergerechtiglichen Rechte definitiv zu beanspruchen. Schwyz behauptete nun ebenfalls, im Besitz dieser Rechte zu sein. Viele Aussageprotokolle sind deshalb darauf ausgerichtet, Nachweise für die gängige Praxis in der Ausübung nieder- und hochgericht-

licher Rechte (besonders im Bereich von Allmendnutzung mit Weide und Holz) zu erbringen. Dazu gehört auch die kuriose Aussage, man habe für einen im Hürital erlegten Bären aus Schwyz Geld bekommen – es geht um den Nachweis der Ausübung eines schwyzerischen landesherrlichen Rechts im umstrittenen Gebiet. Dass zumindest der Anspruch von Bauern verschiedenster Herkunft auf eine gemeinsame Nutzung dieser Zone als Allmendgebiet durchaus berechtigt war und diese gemeinsame Nutzung der ursprünglichen Situation entsprach, kann kaum bezweifelt werden. Ein konsensualer Entscheid kam in den Verhandlungen von 1518 nicht zustande. Schliesslich gab Landammann Adacher aus Nidwalden im Mai 1519 den Zugern Recht. Erst 1527 erfolgte eine genauere Vermar- chung der Gerichtsgrenzen. Auch in der Folge kam es in dieser Zone zu zahlreichen kleineren Nutzungsstreitigkeiten und Grenz- bereinigungen. Die Folgen? Ramenegg und Hürital befinden sich heute zwar im Kanton Zug. Hinsichtlich der Nutzungsberechtigungen blieb aber wahrscheinlich alles beim Alten, zumindest auf lange Sicht. Noch heute gehört hier vieles der Schwyzer Oberallmendgenossenschaft. An Ort und Stelle stellten der Streit um die Gerichte bzw. um die Landeshoheit und die Auseinandersetzungen unter den lokalen Nutzern zwei verschiedene Ebenen dar. Der Weidgang-Konflikt war über die lokalen Interessen hinweg zu einem Streit um die Landesmarch zwischen Zug und Schwyz geworden.

Grenze bedeutete eben denjenigen «unten» und jenen «oben» in der Gesellschaft nicht das Gleiche. Der Schwyzer Rat konnte wahrscheinlich einem Kompromiss, der die Nutzungspraxis nicht grundsätzlich veränderte, zustimmen. Sicher besteht ein Zusammenhang mit anderen allgemeinen Ausgliederungsvorgängen an der schwyzerisch-zugerischen Grenze um 1500. An unruhigen Bauern war im übrigen der Schwyzer Rat so wenig wie die Zuger Obrigkeit interessiert.

Die Vorgänge um Ramenegg und Hürital entsprechen – natürlich unter Wahrung der Proportionen – interessanterweise einem auch später bekannten Verlaufmodell solcher Grenzstreitigkeiten. In der allgemeinen europäischen Erforschung von Grenzen an viel bedeutenderen Beispielen (etwa im französisch-spanischen Grenzgebiet) konnte nämlich eines gezeigt werden: Die grenzansässigen Bevölkerungen beider Seiten tragen ihre Konkurrenz häufig dadurch aus, dass sie die Machtmittel ihrer jeweiligen (nationalen) Zentralmacht für ihre sehr lokalen Interessen mobilisieren, diese zentralen Staatsinstanzen benützen aber den gleichen Vorgang dazu, ihren hoheitlichen Zugriff zu verstärken. Der ständige lokale Konflikt übertrug sich im Hürital auf eine Auseinandersetzung zwischen den Obrigkeiten und konnte letztlich nur noch «übernational», d. h. durch einen eidgenössischen Vermittler in einem Schiedsgericht gelöst werden. Weil die gegenseitige Garantie des Besitzstandes zu den wichtigsten politischen Instrumenten

der eidgenössischen Bünde gehört, konnten solche Schlichtungen tatsächlich dauerhaft erfolgreich sein. Schliesslich ist aber auch bemerkenswert, dass auf der Ebene der Nutzung doch das meiste beim Alten blieb bzw. weiterhin viel eher von den sich verändernden Nutzungsverhältnissen als von obrigkeitlichen Grenzvorstellungen abhängig war.

Abstrakte Vorstellungen über Territorien und ihre Grenzen sowie über in Dokumenten niedergelegtes Recht waren nicht Sache der Bauern. Ammann Iten holte nicht das Grundbuch und den Notar herbei, sondern setzte sich auf den Grenzzaun. Im bäuerlichen Alltag blieb die faktische «Besitzergreifung» entscheidend, nicht eine papierene Festlegung durch die Rechtsgelehrten. Entsprechend entstand auch später im Zuge sich ständig verändernder Nutzungsverhältnisse immer wieder Konfliktstoff. Gleichzeitig aber stellte die Grenzzone wie bis anhin ein Gebiet von regem gegenseitigem Austausch und Kontakt dar. Für die Ägerer bedeutete übrigens der Ausgang eine Art von «Einschliessung», also ihre definitive Unterordnung unter staatlich-zugerische Machtansprüche im Bereich von (nach 1800 «kantonalen») Gerichts- und Steuerhoheit.

#### Von der Bewegung zur Beharrung: Staatlich-politische Grenzen heute

Die historischen Beispiele von Grenzbildungsvorgängen zeigen eines deutlich auf: Vor der Durchsetzung moderner Staatlichkeit, also vor 1800, bedeuten Grenzen in

vieler Hinsicht etwas anderes als nachher. Grenzen verschiedenster Art werden auch im politisch-staatlichen Bereich anders wahrgenommen als heute.

Die Menschen waren nicht in gleicher Weise in feste, jederzeit kontrollierbare administrative Ordnungen eingebunden wie wir heute. Das jedoch ist nicht der einzige Grund für die unterschiedlichen Wahrnehmungen, und schliesslich war ein solcher Zustand auch noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an vielen Orten die Realität. Je weiter zurück man aber geht, desto mehr wird deutlich, wie viel weniger eine staatliche «Festschreibung» als das «Erfahren», das «Sehen» oder «Erschreiten» von Grenzen eine zentrale Kategorie darstellt. Grenzen werden «begangen», immer mindestens durch sogenannte Kundschaften an Ort und Stelle bestätigt und aktualisiert, anschliessend von den Obrigkeiten sanktioniert. Dabei müssen «unten» und «oben» in der Gesellschaft durchaus nicht das gleiche Verständnis von Grenze haben. Grenzverläufe wurden in diesem Sinne ständig neu ausgehandelt. Sie waren in gewisser Weise immer klar, jedoch in ständiger Bewegung. Eigentliches Problem stellte nicht die Frage dar, ob der Grenzverlauf bekannt oder unklar war – vielmehr war entscheidend, ob sich alle Betroffenen am Aushandeln beteiligten bzw. beteiligen wollten und konnten, und sich dann an die Abmachungen hielten. Insbesondere gilt diese Mobilität von Grenzen für Nutzungsgrenzen, also für jene Grenzen, die im Alltag am ehesten wahrgenommen werden. Grenzen

sind in diesem Bereich nicht räumlich definitiv fixiert, sondern durch die Nutzer respektive die Nutzungsarten und -intensitäten bestimmt. Dies im Sinne einer praktischen «Besitzergreifung», zumindest von unten her gesehen.

In beiden beispielhaften Fällen, am Rossberg wie in der Gegend von Steinhausen, waren die Hoheitsgrenzen relativ linear und richteten sich teilweise an topografischen Gegebenheiten aus. Das häufig angeführte Bild, dabei habe sich im historischen Ablauf eine «unscharfe» Grenzziehung in einem Grenzzaun zu einer scharfen Grenzlinie hin entwickelt, ist irreführend. Ältere historische Grenzen überschritten und überlagerten sich je nach Rechtskreisen, Funktionen und Herkunft. Sie befanden sich in Bewegung und mussten immer wieder aktualisiert werden. Linear festgelegte Grenzen beispielsweise von gerichtlichen Zuständigkeiten hat es zu allen Zeiten gegeben; sie brauchten nur nicht mit Nutzungsgrenzen oder persönlichen Abhängigkeitsordnungen übereinzustimmen. Und ihre Beachtung setzte voraus, dass jemand die Macht besass, die beanspruchten Rechte tatsächlich auszuüben.



Grenzkonflikte wegen  
Weiderechten:  
eine symbolische  
Kuhglocke aus  
jüngerer Zeit.

Topografisch-räumliche Gegebenheiten wirken nicht «von Natur aus» grenzbildend, sondern nur zusammen mit ganz bestimmten gesellschaftlichen Umständen. Alte lineare Grenzen hielten sich zwar schon in frühen Zeiten oft an topografische Gegebenheiten wie Flüsse oder Bergkämme. Dabei dürfte die «Sichtbarkeit» eine zentrale Rolle gespielt haben. Umso mehr zu einer Zeit, als es noch keine topografischen Karten gab. Erst in der Neuzeit, in Zeiten von Grenzbefestigung und Raumverteidigung, konnten Anlehnungen an topografische Gegebenheiten auch militärische Überlegungen zugrundegelegt werden. Und erst im 19. Jahrhundert erhielten, in der Bilder- und Sprachwelt des nationalen Aufbruchs, solche räumlich-geografischen Grenzen stark die Konnotation der Begrenzung von «natürlichen Lebensräumen». Dieses Element kann noch heute in nationalen Ideologien eine Rolle spielen; man denke nur an die ehemalige «Kernschweiz» im Réduit der Weltkriegszeit. Der moderne Staat hat allerdings die ehemals charakteristischen Elemente wie Erfahrbarkeit, Mobilität und Überlagerung durch eine detaillierte administrative Erfassung, Fixierung und Vereinheitlichung gründlich beseitigt.

Ganz zum Schluss: Das Ziel einer Auseinandersetzung mit dem Thema Grenzen muss es ja sein, Orientierungswissen über den politischen und kulturellen Umgang von Menschen mit Grenzen überhaupt zu beschaffen. Ist die Beschäftigung mit den staatlich-politischen Grenzen und ihrer

langen Geschichte geeignet, dazu etwas beizutragen?

Staatliche Grenzen schliessen nach aussen ab, sie ordnen aber auch nach innen ein, bis zur eigentlichen Einschliessung. Zwar grenzen alle Grenzen aus; gleichzeitig besitzen sie etwas Verbindendes, definieren Orte, wo man sich einigen muss oder sich geeinigt hat, wo Kommunikation stattfindet. Zugehörigkeiten lassen sich immer verschieden definieren. Stets jedoch bieten Grenzen einen Anhaltspunkt für das «Eigene» oder als eigen Wahrgenommene, das sich vom «Fremden» abgrenzt, mit dem man ja ständig in Austausch und Konkurrenz steht.

Das kommt jenen Emotionen entgegen, die in der absichernden Eingrenzung und Einschliessung, sozusagen in der «heimatlichen» Geborgenheit, ein menschliches Grundbedürfnis sehen wollen. Das liess und lässt sich bekanntlich erfolgreich zur politischen Mobilisierung verwenden, wie es die Geschichte des Nationalstaates zeigt. Aber: Auch politisch-staatliche Grenzen – und sogar diese – gibt es nicht einfach, sozusagen «natürlich». Sie werden gemacht, nicht zuletzt als sichtbare Zeichen von Machtbehauptung und als Symbole von Identifikationsansprüchen. Auch sie sind letztlich ein kulturelles und soziales Phänomen, wie andere Grenzen im Lebensalltag.

In politisch-sozialen und kulturellen Auseinandersetzungen vermitteln Grenzen sowohl Identität («wir gehören zusammen», oder wenigstens: «wir müssten eigentlich

zusammenhalten») wie Möglichkeiten zur Distanzierung («wir sind besser», oder wenigstens: «die anderen reden einen seltsamen Dialekt»). Grenze kann zudem zur Chiffre bzw. zum Medium werden, mit dem ganz anderes als Ordnungs- und Rechtsbewusstsein kommuniziert wird, also zum Beispiel Überlegenheitsansprüche oder Fremdenfeindlichkeit. Verschiedene gesell-

#### Hinweise

Alle zitierten Dokumente für die Zeit vor 1528 sind publiziert im Urkundenbuch von Stadt und Amt Zug, bearb. von Eugen Gruber u. a., Zug 1952 – 1964 (mit Register), die zitierten neueren und viele zusätzliche Materialien zur Zuger Grenzbildung in der sehr nützlichen, nicht gedruckten Sammlung von Paul Dändliker (im Staatsarchiv Zug). Informationen auch bei Paul J. Brändli, Mittelalterliche Grenzstreitigkeiten im Alpenraum, in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz Heft 78 (1978), S. 19 – 188, bes. S. 118 – 122; Peter Ziegler, Die zugerisch-zürcherische Militärgrenze im Ancien Régime, in: Eilet dann, o Söhne. Beiträge zur zugerischen Militärgeschichte, Zug 1994, S. 22 – 37; allgemein immer noch Eugen Gruber, Zum Werden des zugerischen Territoriums, Beilage zum Schulbericht der Kantonsschule Zug, [Zug] 1949/51. Ernst Iten gewährte mir Einsicht in seine umfassende, noch nicht publizierte Schrift mit dem Titel «Johannes Iten. Der führende Zuger Politiker zur Zeit der Burgunder Kriege». Für nützliche mündliche Hinweise danke ich dem Staatsarchiv Zug und Renato Morosoli.

schaftliche Gruppen nehmen Grenzen auch innerhalb einer staatlichen Gemeinschaft verschieden wahr.

Die Geschichte lehrt vor allem eines: Unterschiedliche Grenz-Wahrnehmungen im Laufe der Zeit entsprechen jeweiligen gesellschaftlichen Zuständen und Entwicklungen. Ob Grenzen sinnvoll sind, bedarf also von Zeit zu Zeit der rationalen Überprüfung. Selbst politisch-staatliche Grenzen sind nicht unverrückbare Trennlinien. Über solche Grenzen hinweg Verbindendes kann für die Lebensgestaltung vieler Menschen viel wichtiger sein.

*Roger Sablonier, Jahrgang 1941, Studium in Zürich, Paris und Barcelona. Seit 1979 Professor für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich. Zahlreiche Publikationen zur Landes- und Regionalgeschichte, Konzepte und Projektleitungen bei neuen historischen Museen und Kantongeschichten. Für öffentliche und private Auftraggeber Beratungen, Gutachten und Buchproduktionen im Rahmen der Firma BLG Beratungsstelle für Landesgeschichte, Zug. Seit 1995 wohnhaft zusammen mit Beatrice Sutter Sablonier und Tochter Noemi in Zug.*



*Die politischen Grenzen im Kanton Zug drohen zunehmend schwammig zu werden; Erkundungstouren in Neuheim, Unterägeri, Cham, Steinhausen und Zug geben Aufschluss darüber, wie Politiker damit umgehen.*

Die Kirche steht mitten im Dorf, in ihrem Schatten liegen Friedhof, Wirts- und Gemeindehaus. Neuheims Dorfplatz gleicht einem verträumten Weiler aus Gotthelfs Zeiten. Nur ein kleines Schild beim Brunnen trübt das Bild: «Kein Trinkwasser». Ausgerechnet in Neuheim, das seine reichsten Quellen Ende des 19. Jahrhunderts über die Kantonsgrenze an die Stadt Zürich verkauft hat.

Gemeindepräsident Hans Küttel empfängt den Besucher im schmucken Gemeindehaus. Thema des Gesprächs sind Grenzen, im eigentlichen und im übertragenen Sinne. «Grenzen haben immer auch mit Möglichkeiten, mit Freiräumen zu tun», sagt der Gemeindepräsident. In Neuheim seien sie beschränkt. «Wir hängen am Tropf», so Küttel. Die Einnahmen aus dem kantonalen Finanzausgleich sind jährlich mit fast 2,5 Millionen Franken grösster Aktivposten. Die ortsansässigen Firmen liefern gerade mal ein Achtel davon in die Gemeindekasse. Potente Steuerzahler lassen sich nicht leicht ins entlegene Dorf locken; sie bleiben lieber unten im Tal, wo der Lebenspuls schneller schlägt und die Steuerlast noch weniger drückt. Neuheim hat seine Einwohnerzahl in den letzten 20 Jahren dennoch auf knapp 2000 verdoppelt, hat sich vom Bauerndorf zur biederen Mittelstandsgemeinde entwickelt, in der

Eigentumswohnungen, Zweitautos und konservatives Denken die Norm sind. In diesem kleinbürgerlichen Soziotop wird eine Handvoll Pubertierender zur verrufenen «Töfflibande», werden zwei, drei kinderreiche fremdländische Familien als «Ausländerproblem» wahrgenommen. Diese Enge, das ist die Kehrseite der «Idylle».

«Neuheim soll nicht zum «Ballenberg» werden», sagt Küttel, der Zugezogene, der den grösseren Teil seines Lebens unten in der Stadt Zug verbracht hat. Die Gemeinde will die Grenzen weiter stecken, will im Jahr 2015 rund 2500 Einwohner zählen, will Wachstumsperspektiven auch für das Gewerbe. Man will sich als Folge der überarbeiteten Zuger Raumplanung nicht mit der Rolle des schmucken Ausstellungsobjekts und Freizeitparks begnügen.

Unterstützung erhält Küttel von Josef Ribary, dem Gemeindepräsidenten von Unterägeri. «Unsere Gemeinde soll nicht nur Schlafsiedlung sein, sondern weiterhin auch Arbeitsplätze anbieten können», fordert Ribary. Und wo die Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt werden, müsse dies mit einem erweiterten Finanzausgleich abgegolten werden. «Wir wollen auch einen Teil des Kuchens», so der Unterägerer. Er schlägt als Ergänzung zum heutigen Finanzausgleich «eine Art Erholungsfonds» vor, der die Berggemeinden für den Ver-

zicht auf neue weiträumige Industrie- und Gewerbeflächen entschädige. Zug und Baar sollen für die Entbehrungen von Menzingen, Neuheim, Walchwil, von Unter- und Oberägeri reichlich bezahlen.

Doch unten im Tal sind auch andere Stimmen zu hören: Der Zuger Bauchef Toni Gügler erinnert an die Zentrumskosten, die sich Zug mit Angeboten wie der Galvanik, dem Chaotikum oder in Zukunft mit der «ZugArena» aufbürdet. Ein Lastenausgleich von Berg zu Tal wäre hier ebenso angezeigt, aber, so Gügler, politisch wohl kaum machbar.

Hans Küttel führt den Besucher hinauf zum Josefgutsch. Würdig steht hier Neuheims Wahrzeichen, die greise Linde. Hartnäckig trotz sie Sturm, Wetter und dem Menschen; seit mehr als 450 Jahren, so erzählt man sich. Was für ein Bild mag sich hier geboten haben, als sich der kleine Lindentrieb aus dem Boden reckte? Der Riese bleibt stumm, der Wind lässt leise die Blätter flüstern. Im Schatten des Baumes bietet sich ein spektakulärer Rundblick. Im Norden liegen Albiskette und die Zürcher Gemeinde Hirzel – ganz nah, doch jenseits dem von der Sihl tief in die Moränenlandschaft gegrabenen Tobel nur mühsam zu erreichen. Im Osten schmiegt sich das malerische Neuheim in eine Mulde, das Kiesabbaugebiet bildet den nüchternen Hintergrund.

*Mahnmal:  
die zerborstene Linde  
auf dem Josefgutsch  
bei Neuheim.*

Der Blick streift weiter über das wilde Hürital, das dicht bewaldete Lorzentobel, über die grüne Flanke des Zugerbergs und verliert sich schliesslich in der Weite des Zugersees und der südlichen Lorzenebene. Aus dieser Warte wirkt sie mit ihren verschachtelten Siedlungsgebieten, mit Hecken und Feldern, mit Bachläufen und Verkehrswegen wie ein verworrenes Puzzle. Der Bauboom der letzten 40 Jahre hat hier die historischen Grenzen verschwimmen und zwischen Äckern und Wäldern ein ebenso beliebiges wie konzeptloses Nebeneinander von Wohn- und Industriegebieten entstehen lassen. Als «Siedlungsbrei» wurde dieser Wildwuchs treffend bezeichnet, oder aber – fachlich und nüchtern, als Agglomeration. Die Gemeindegrenzen zwischen Zug und Baar, zwischen Steinhausen und Cham sind längst verwischt. Ins Auge sticht vor allem die neuzeitliche Trennlinie: die Autobahn N4a.

#### Zwischen Hightech und Heuet

Oben die ländliche Idylle, unten die ungestüm wuchernde Agglomeration. Der Kanton Zug ist geprägt von diesen Gegensätzen. Er bildet eine intime Lebenswelt zwischen Hightech und Heuet, zwischen Börsendeals und Biomilch. Kantonsplaner René Hutter sitzt in seinem Büro im dritten Stock des kühlen Verwaltungsgebäudes an der Aa. Wie fern ist hier der lauschige Neuheimer Dorfkern. «Diese Unterschiede sind eine Stärke des Kantons Zug», sagt Hutter. «Wir wollen sie nicht aufheben, sondern prägen.» Hutter ist fachlich verantwortlich für

die Zuger Richtplanung, die im Jahr 2002 in die öffentliche Vernehmlassung gehen wird. Sie legt die verbindlichen Eckwerte für die Entwicklung des Zwergkantons bis ins Jahr 2020 fest.

Man muss kein Prophet sein, um vorherzusehen, dass es im Kanton Zug dank der wirtschaftsfreundlichen Steuerpolitik und der Gunst der zentralen Lage noch enger wird. Schon in den vergangenen 15 Jahren nahm die bebaute Fläche um mehr als einen Viertel und die Bevölkerung von 80 000 auf fast 100 000 zu. Das Wachstum war damit doppelt so gross wie im schweizerischen Durchschnitt. 300 Hektaren Wies- und Ackerland verschwanden – das entspricht fast zwei Dritteln des Steinhauser Gemeindegebiets.

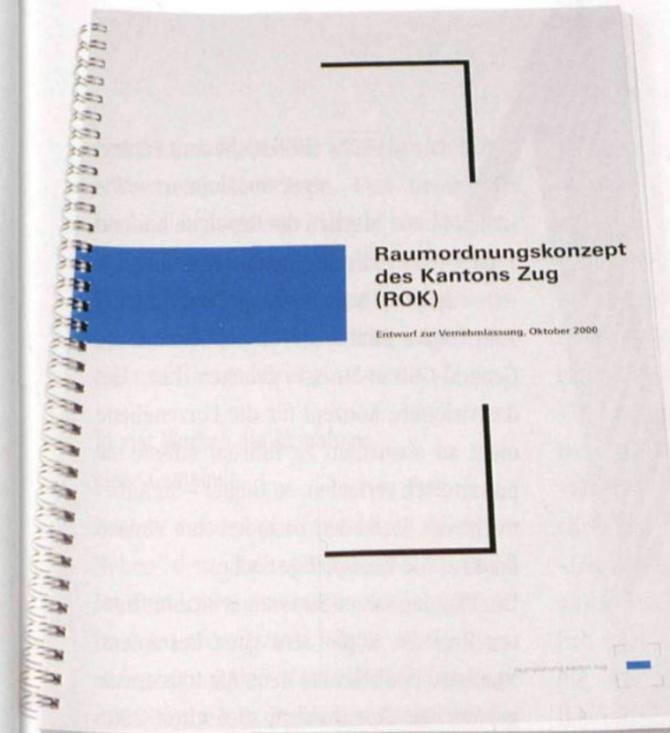
Wo aber liegen die Grenzen? Wo, wie und wie stark soll sich der Kanton Zug in den nächsten Jahren entwickeln? Die Regierung hat ihre Antworten auf diese Fragen im Frühjahr 2001 im Raumordnungskonzept (ROK) festgehalten. Dieses Papier soll die Diskussion über die Zukunft des Kantons anregen und Grundlagen liefern für die Richtplanung. Demnach wird der Kanton Zug im Jahr 2020 120 000 bis 130 000 Einwohner zählen, während sich die Zahl der Arbeitsplätze von heute rund 60 000 auf 65 000 bis 72 000 erhöhen soll. Hätte die Regierung einfach die Prognosen der elf Gemeinden addiert, würden die Zahlen noch höher liegen.

Es ist zweifellos eine komplexe Aufgabe, diese Entwicklung zu planen. Zwischen den Hochmooren bei Rothenthurm und

der Intensivlandwirtschaft im Reusstal, den Steinhauser Wohnsilos und den Villen am Fuss des Zugerbergs, zwischen dem Menzinger Gewerbegebiet und dem Handels- und Finanzplatz werden die widersprüchlichsten Anforderungen gestellt. An sich geht Zug als Planungsraum über die Kantonsgrenze hinaus – Sins, Knonau und das mit einem Kantonswechsel liebäugelnde Meierskappel gehören strukturell zum Kanton Zug. Doch die eigentliche Raumplanung macht noch immer an der Kantonsgrenze halt. Der kleinflächige Kanton wurde im ROK in sechs Teilräume aufgliedert, die sich nicht nach den politischen Grenzen, sondern nach Entwicklungsgrundsätzen richten. Das hat zur Folge, dass Auflagen und Beschränkungen über die Gemeindegrenzen hinaus wirken.

#### Unzufriedenheit in Cham

Weil aber die kantonale Raumplanung nicht einfach die Summe der gemeindlichen Ansprüche und Wünsche ist, entstehen fast notgedrungen Konflikte. Unzufrieden mit dem Resultat sind vor allem die Chamer. Das Städtchen bildet zusammen mit den Siedlungsgebieten von Zug, Baar, Steinhausen, Hünenberg und Risch eine einzige Planungseinheit. In diesem Teilraum Lorzenebene-Ennetsee will die Regierung bis ins Jahr 2020 keine weiteren Einzonungen für Industrie- und Gewerbebauten zulassen. Anders als Steinhausen, Risch und vor allem Zug, wo alleine das Siemens-Areal über ein Potenzial für 7000 neue Arbeitsplätze verfügt, hat Cham kaum



mehr eingezonte Baulandreserven. Man fürchtet deshalb um Wachstumsperspektiven. 1997 lancierten Gemeinderat und Wirtschaft Hand in Hand die Planung für das Prestigeprojekt «Cham Nord», das eine qualitativ hochwertige Mischnutzung von Arbeiten, Wohnen, Freizeit und ganz nebenbei Planungsgewinne in Höhe von rund 100 Millionen Franken verspricht. Doch René Hutter ist überzeugt, dass das Vorhaben in der geplanten Dimension nicht bewilligt wird. Cham müsse sich mit dem kleineren Teil des Areals begnügen, der bereits heute eingezont ist. Der Gemeinderat wird zwar weiterhin Druck machen, die Chamer Vertreter werden im Kantonsparlament kräftig jammern, doch ein Zugeständnis hier würde da und dort weitere Begehrlichkeiten wecken und der ganzen Planung die Würze nehmen. Die Gesamt-

*Szenarien der  
Zukunft:  
Der Regierungsrat  
denkt voraus.*

schau würde reduziert auf den gewohnten Blick in den eigenen Vorgarten.

Treffpunkt Brüggl. Die Lorze fliesst hier grün und zäh unter Chamerstrasse und Bahntrasse seewärts. Urs Marti, Gemeindepräsident von Steinhausen, breitet auf der Ufermauer eine Karte aus, die das nördliche Becken des Zugersees und Teile der Gemeinden Cham, Steinhausen, Baar und Zug zeigt. Sie widerspiegelt das Resultat des Räum-

lichen Entwicklungskonzeptes für den Raum Lorzenebene (REK). Neben dem ROK also auch ein REK – Abkürzungen sind bisweilen mehr verwirrend denn hilfreich. Das REK ist aus einer Initiative der Stadt Zug hervorgegangen. Sie hatte sich unter dem Titel «LorzenStadt» als erste Gedanken über die Zukunft dieses Gebiets gemacht, die Nachbargemeinden und der Kanton gesellten sich dazu. Schliesslich wirkten am REK Vertreter der vier Gemeinden, drei Regierungsräte und eine Fachgruppe mit, die sich aus Kantons- und Gemeindeangestellten zusammensetzt. Nebenbei sei bemerkt, dass unter den 21 Beteiligten keine einzige Frau war.

Das REK ist doppelt bemerkenswert: Einerseits arbeiteten hier Gemeinde- und Kantonsvertreter gemeinsam und hierarchisch auf gleicher Stufe zusammen. Nicht

der verstorbene Baudirektor Jean-Paul Flachsmann leitete das Gremium, sondern mit Urs Marti ausgerechnet der Vertreter der flächenmässig am wenigsten betroffenen Gemeinde. Die Zeiten, als der Kanton in aufgeblasener Manier Projekte für die Gemeinden auf die Beine zu stellen versuchte, scheinen passé. Die Umfahrung Zug–Baar, die millionenschwere Planungsleiche einer kantonal verordneten Verkehrslösung, hat anscheinend ein Umdenken beschleunigt. Ebenso spektakulär ist die Tatsache, dass im Rahmen des REK erstmals Gemeinden mitbestimmen konnten über verbindliche Richtlinien für ihre Nachbargemeinden. Die im REK bezeichneten und einstimmig gutgeheissenen Linien der Siedlungsbegrenzung werden direkt in die kantonale Richtplanung übertragen.

Wie wurde solche Eintracht möglich? In einer ersten Phase hätten alle Gemeinden ihre Ansprüche angemeldet und zu verteidigen versucht, erinnert sich Urs Marti. «Es gab Reibereien; und Kompromisse mussten ausgehandelt werden.» Baar zum Beispiel hätte seine Siedlungsgrenze gerne weiter westwärts ausgedehnt. Und die anderen Gemeinden wollten Zugs Drang nordwärts im Herti aufhalten. Doch eine Rückzonung des Gebiets, auf dem die Korporation Zug ihr Wohnbauprojekt Herti 6 realisieren will, war politisch nicht machbar. «Mit der gemeinsamen Arbeit gewann das Übergeordnete an Bedeutung; es wurde ein Lernprozess in Gang gesetzt», so der Steinhauser Urs Marti.



Entstanden ist eine gemeinsame Vision. Die Lorzenebene soll sich zu einem «Landschaftsraum mit zunehmender Erholungsnutzung» entwickeln. Die Rede ist von «Grünvorhängen» entlang der Siedlungsgrenzen, «ökologischen Korridoren», die Tier und Mensch das Unterqueren der Autobahn ermöglichen, einem ausgedehnten «Seepark» zwischen Brüggli und Lorzendelta, einer «Stadtallmend» mit Parkanlagen, Restaurantbetrieben und Freizeitangeboten in Zugs Norden und den zu «Erlebnissräumen» aufgewerteten Lorzenläufen. Die Landwirtschaft könnte in diesem Umfeld zu einem «Bestandteil des Stadterlebnisses» werden, wie es der Zuger Bauchef Toni Gügler ausdrückt.

Auf die schwärmerischen Worte müssen Taten folgen. Landbesitzer und Bauern wollen überzeugt und entschädigt, die baulichen und gestalterischen Massnahmen umgesetzt werden. Das kostet Zeit und Geld. Und eine erste Debatte im Zuger Stadtparlament zeigte, dass vorab in bürgerlichen Kreisen wenig Freude herrscht über die Ziele des REK. Die Vision wurde

als Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung und für die ersehnte Verlängerung der General-Guisan-Strasse bezeichnet. Sie soll das Hertiquartier dereinst mit einem zusätzlichen Autobahn-Halbanchluss Ammannsmatt verbinden und würde somit mitten durch die «grüne Mitte» führen. Sicher ist, dass die Linke und das ganze Hertiquartier gegen die neue Strasse Sturm laufen werden. Und während sich die Chamer für den Bau einsetzen, hat sich die Steinhauser Gemeindeversammlung dagegen ausgesprochen. Die einen erhoffen sich Entlastung, die andern befürchten erheblichen Mehrverkehr. Das Beispiel zeigt, dass die neue Zuger Eintracht recht schnell getrübt wird, sobald es um Verkehrsfragen geht. Urs Marti ist dennoch überzeugt, dass das

*Messen und Planen:  
Objektivieren  
des Subjektiven.*

REK nicht zum Papier verkommen: «Wir werden die Resultate laufend überprüfen und notfalls neue Impulse setzen.» Auch Zugs Bauchef Toni Gügler nimmt die Diskussion um die General-Guisan-Strasse gelassen hin. Um das visionäre Konzept für die Lorzenebene nicht ad absurdum zu führen, müsste sie unterirdisch verlaufen, so Gügler – in Anbetracht des instabilen Grundes eine ebenso delikate wie kostspielige Sache. Die Planung neuer Strassen erhitzt im Kanton Zug die Köpfe also ganz besonders. Nun wird endlich eine neue Kantonsstrasse gebaut: Die Nordzufahrt, die schon 2006 Zug und die Autobahnauffahrt beim Baarer Neuhaus verbinden soll, ist allerdings nur deshalb unbestritten, weil sie sich quasi im Niemandsland durch die Wiesen schlängeln wird. Doch damit ist die Zuger Verkehrsmisere längst nicht gelöst. Beidenwerte Optimisten erhoffen sich von der Stadtbahn eine merkliche Entlastung der Strassen. Sie wird aber wohl im besten Fall den kommenden Mehrverkehr bewältigen. Im Gespräch sind einige weitere Strassenprojekte: Der «Minitunnel» zur Entlastung des Zuger Stadtkerns ist in der Prioritätenliste zurückgefallen hinter einen Anschluss der Berggemeinden an die Autobahn bei Baar. Cham will den Durchgangsverkehr dank einer neuen Umfahrungsstrasse endlich aus dem Dorf bringen. Hünenberg wiederum will eine direkte Zufahrt zur Autobahn bei Lindenham.

Eine Entlastungsstrasse wünscht sich inzwischen auch Unterägeri. Den Gemeinden bleibt also noch eine Vielzahl von Möglichkeiten, um sich in grenzüberschreitender Planung zu üben. Oder enden Zusammenarbeit und Solidarität noch immer vor der eigenen Garagentüre?

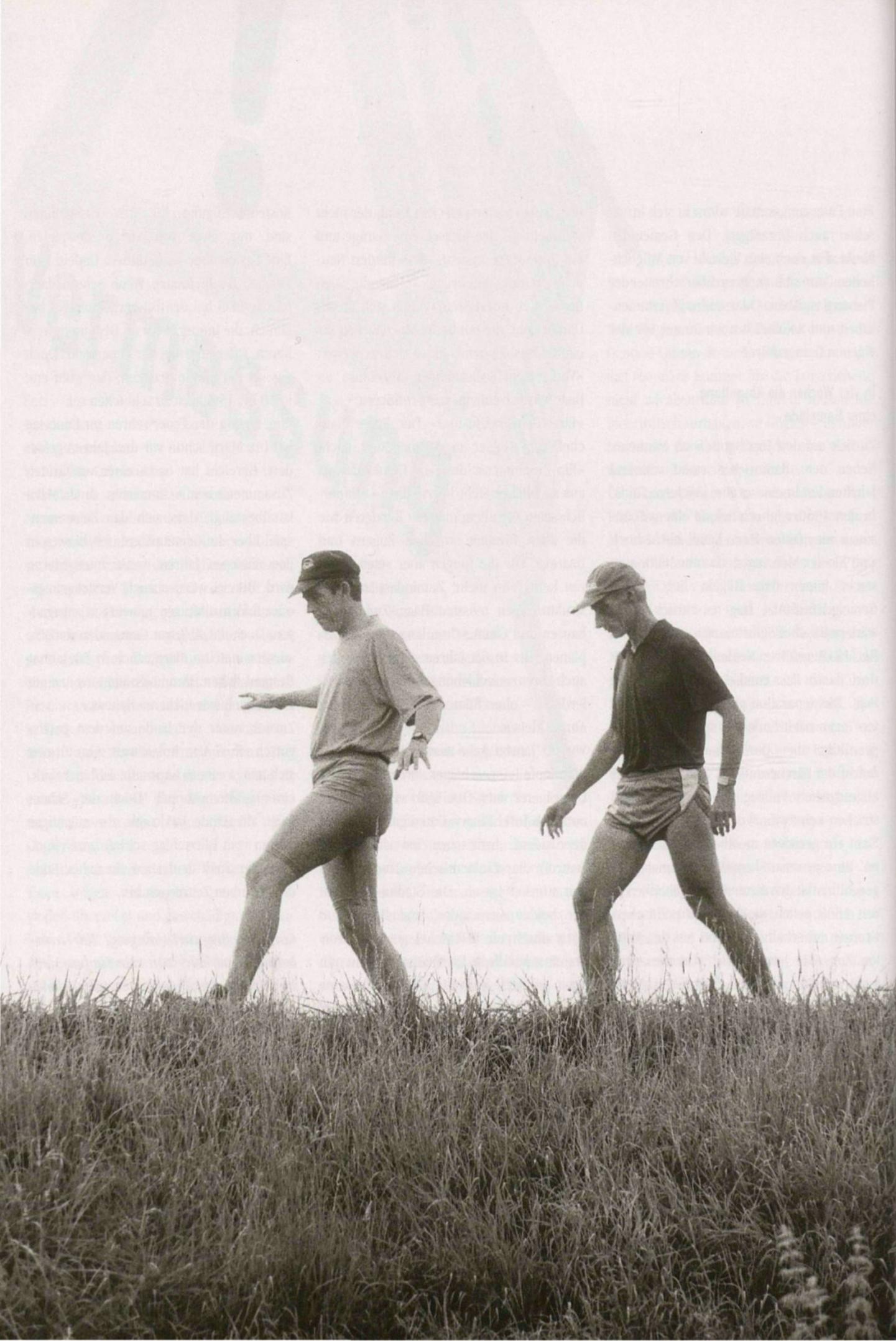
#### **In vier Wochen die Abspaltung einer Gemeinde**

Zurück auf den Josefsgutsch ob Neuheim. Neben dem Baumriesen stand während Jahrhunderten eine zweite, mächtige Linde. In den 1960er-Jahren fiel sie einem Föhnsturm zum Opfer. Hans Küttel blickt hoch zum Kloster Menzingen, das zur Hälfte versteckt hinter den Hügeln liegt. «Eine Gemeindefusion?», fragt er zurück. «Das wäre politischer Selbstmord!» Bis 1848 gehörte Neuheim zum Klosterdorf, das zu Fuss rund eine Stunde entfernt liegt. Die Separation ging in den turbulenten Tagen nach Ende des Sonderbundkrieges flugs über die Bühne: Vom ersten Aufruf des Kirchenrats bis zum behördlich abgesegneten Vollzug der Loslösung verstrichen keine vier Wochen – aus heutiger Sicht ein geradezu atemberaubendes Tempo. Eine gewisse Skepsis den Menzinger gegenüber ist den Neuheimern geblieben. Seit 1848 gelten die heutigen politischen Grenzen innerhalb und rund um den Kanton Zug. Wie lange noch? «Grenzen sind nicht von Gott gegeben», sagt Küttel. Neue Grenzen wären in manchen Fällen aus raumplanerischen Gründen sinnvoll. Neuheim zum Beispiel verfügt in Sihlbrugg

über einen kleinen Flecken Land, der nicht viel mehr als den Kreisel, eine Garage und ein Restaurant umfasst. «Was hindert Neuheim daran, Sihlbrugg vollständig den Baarern zu überlassen?», fragt sich Küttel. Und er geht, die politische Machbarkeit für einmal ausblendend, einen Schritt weiter: «Von einem vollständigen Anschluss an Baar würde Neuheim nur profitieren.» «Eine Gemeindefusion?» Der Zuger Bauchef Toni Gügler denkt nur kurz nach. «Ein Zusammenschluss von Gemeinden ist aus sachlicher Sicht begründbar.» Hinderlich seien vor allem mentale Barrieren wie die alte Rivalität zwischen Zugern und Baarern. Für die Jungen aber seien Grenzen kein Tabu mehr. Zumindest in Infrastrukturfragen müssten Baar, Zug, Steinhausen und Cham schon längst zusammenplanen. Bis in 50 Jahren sind für Gügler auch Grenzverschiebungen denkbar. «Allerdings – ohne finanziellen Druck ist der Anreiz klein.» Vor 20 Jahren habe man sich schon mal die Köpfe eingeschlagen, wenn sich ein Unterägerer nach Oberägeri verirrt, erinnert sich Josef Ribary, Unterägeris Gemeindepresident. Inzwischen hat der stetige Zustrom die «Einheimischen» zur Minderheit werden lassen. Die Siedlungsgebiete der beiden Gemeinden sind längst nur noch durch ein Bachtobel getrennt. Von der einst handfeste Rivalität sind heute nur noch politische korrekte «Neckereien» zu spüren, und die Gemeinden rücken auch organisatorisch immer enger zusammen. Eine gemeinsame Bibliothek und die

Kostenbeteiligung für den Fussballclub sind nur zwei von vielen Beispielen. Eine Fusion aber sei in diesem Umfeld kein Thema, glaubt Ribary. Wenn schon, dann müsste man bei den Bürgergemeinden beginnen, die immer mehr an Bedeutung verlieren. Oder aber bei der Feuerwehr. Doch das sei ein harter Brocken, der wohl erst in 10 bis 15 Jahren zu schlucken sei. Eine Fusion der Feuerwehren im Ennetsee hat Urs Marti schon vor drei Jahren gefordert. Gereicht hat es zu einer verstärkten Zusammenarbeit – immerhin. Auch Marti ist überzeugt, dass sich das Zusammenspiel über die Gemeindegrenzen hinweg in den nächsten Jahren weiter intensivieren wird. Bereits würden auch Versicherungs- oder Informatikfragen gemeinsam angegangen. Doch die elf Zuger Gemeinden werden, so vermutet Urs Marti, auch in 50 Jahren Bestand haben. Denn: «Solange es uns gut geht, rütteln wir nicht am System.» Zurück unter der Linde auf dem Josefsgutsch. Ihre Äste holen weit aus, türmen sich auf zu einem imposanten Blätterwerk, einer grünen Kuppel. Doch der Schein trügt; die Linde ist krank, ihr mächtiger Stamm vom Blitzschlag schwer gezeichnet. Ein tiefer Spalt deutet auf ein nahes Ende des stummen Zeitzeugen hin.

*Christian Siegwart, Jahrgang 1964, verheiratet und Vater von vier Kindern, lebt in Oberwil. Als Redaktor bei verschiedenen Zuger Lokalzeitungen schrieb er lange Zeit über den Kanton Zug. Heute ist er als Sozialarbeiter tätig.*



*Zwei Zuger setzten sich im Jahr 2000 das Ziel, in einem Tag die 88 Kilometer messende Grenze des Kantons Zug abzuschreiten – ein unerwartetes Abenteuer, wie der Erlebnisbericht der Wagemutigen zeigt.*

In Gedanken versunken sitzen wir im Auto, während wir eine halbe Stunde vor Mitternacht Sihlbrugg entgegenfahren. Nun ist es also soweit. Nach fast einjähriger Vorbereitung starten wir zu zweit zu unserer Grenztour: Wir wollen die Grenze des Kantons Zug in einem Tag abschreiten.

Dabei haben wir nichts dem Zufall überlassen. Jedes Teilstück auf der Grenze haben wir mindestens zweimal abgesprochen und – wo nötig – die Bäume mit rot-weissem Plastikband markiert, welches uns die Orientierung erleichtern soll. Trotz zum Teil schwierigem Gelände haben wir uns vorgenommen, von der Grenze möglichst wenig abzuweichen. Die Bandbreite soll nicht weiter als 100 Meter links und rechts der Grenze reichen.

Ist denn die Kantonsgrenze dermassen abstrakt? Nein, nicht nur dort, wo Flüsse und Bäche die Grenze bilden, ist sie vorstellbar. Auch im Wald ist sie vielerorts mit weissen Strichen auf Baumstämmen markiert. Und im offenen Gelände ist der Grenzverlauf oft durch Parzellengrenzen und die damit verbundenen, verschiedenen landwirtschaftlichen Nutzungen optisch wahrnehmbar. Die wichtigsten Orientierungspunkte auf der Grenztour sind jedoch die vielen grossen und kleinen Grenzsteine.

Unsere zwölf Verpflegungsposten haben wir sorgfältig festgelegt; dort können wir jeweils auch Schuhe und Kleider wechseln. Körperlich sind wir gut vorbereitet. Lange Ausdauertrainings hatten zum Ziel, psychische Erfahrungen zu sammeln, durchhalten zu können und sich nochmals zu motivieren, auch wenn die Gelenke schmerzen und die Muskeln ermattet sind. Aller Übung zum Trotz wissen wir nicht, wie unsere Körper auf 20 und mehr Stunden Daueranstrengung reagieren werden. Machen die Gelenke mit? Wie entscheiden wir, wenn einer von uns eine Krise hat? Fragen, welche in den nächsten 24 Stunden beantwortet werden.

#### Nasse Füsse

Punkt Mitternacht können wir starten. Der Mond wird in vier Tagen voll sein und leuchtet bereits sehr hell. Sein Licht spiegelt sich melancholisch anmutend im Zugersee, während wir den Milchsuppenstein passieren.

Dank den Markierungen finden wir auch im dunklen Mondschatte unsere Route. Für das Überwinden der zahlreichen und teilweise geladenen Viehdrähte auf dem Weg zum Steinhauserwald haben wir eine kraftschonende Abrolltechnik entwickelt. Mit zehn Minuten Vorsprung auf die Marschtabelle kommen wir am Steinhauser Waldweiher vorbei. Das ist beruhigend. Bereits jetzt, nach zwei Stunden Marschzeit, können unsere Trekkingschuhe den Tau nicht mehr zurückhalten. Bei jedem Schritt saftet es. Wir erreichen die Lorze in Maschwanden. Der Mond ist bereits hinter dem Lindenberg verschwunden. Neben der Dunkelheit kommt noch der Bodennebel hinzu. Kurze Zeit verlieren wir die Orientierung und umrunden einen Weiher deshalb zweimal – dies rund zehn Minuten vor unserem ersten Verpflegungsposten. Bevor wir uns verpflegen, wechseln wir die Joggingschuhe. Welch ein Anblick!

*Grenzgänger:  
Heinz Zobrist und  
Jürg Schumpf.*



*Kalorien:  
für die 88 Kilometer  
Zuger Grenze.*

*Pflaster:  
für die Blasen und  
Druckstellen.*



Die sorgfältig angebrachten Heftpflaster hängen aufgeweicht herunter. Bereits haben sich an den Füßen erste Blasen gebildet.

Bis zum Reusspitz ist Rennen nicht möglich. Meterhohes Schilf ist im Weg. Brennnesseln «massieren» unsere nackten Waden. Mit etlichem Kraftaufwand erreichen wir die nördlichste Spitze und zugleich den tiefsten Punkt des Kantons Zug.

Nun haben wir der Reuss entlang flache 13,5 Kilometer vor uns. Es gilt, diese möglichst ökonomisch hinter uns zu bringen. Mit Jogging schaffen wir einen Durchschnitt von 10 Kilometern pro Stunde. Die Brücken bei Mühlau, Sins und Rotkreuz sind Fixpunkte, welche uns die Strecke verkürzen helfen. Kurz vor dem nächsten Verpflegungsposten an der Strasse zwischen Rotkreuz und Honau weicht die Nacht einer zaghaften Dämmerung. Das Birchermüesli mundet vorzüglich. Auch die neuen, trockenen Socken sind angenehm. Die Blasen werden mit neuen Pflastern gedeckt. Bereits haben wir 40 Minuten Rückstand auf die Marschtabelle. Es folgt der erste Anstieg mit 400 Meter Höhendifferenz zum Rooterberg: Links die Reuss mit Bodennebeln, rechts die Alpen mit glitzernden Gipfeln in der klaren Morgenluft – diese Stimmung verleiht uns zusätzliche Energie.

#### Mit dem Kajak über den Zugersee

Über 40 Kilometer haben wir nun zurückgelegt. Rund acht Stunden sind seit dem Start in Sihlbrugg vergangen. Am Ufer des Zugersees in Böschenrot steht das Zweierkajak bereit. Das Paddeln bietet eine willkommene Abwechslung. Allerdings verläuft die Kantongrenze nicht den kürzesten Weg über den See. Bis zur Seemitte müssen wir in Richtung Oberwil halten, dann aber in Richtung St. Adrian in Walchwil, eine Strecke von immerhin sieben Kilometern. Bei der Ankunft werden wir von vielen bekannten Gesichtern empfangen. Das motiviert.

Unsere Beine haben sich während der Überfahrt erstaunlich gut erholt. Das unwegsame Gelände im Rufibachtobel ist mühsam. Mit Hilfe von Skistöcken gewinnen wir überraschend schnell an Höhe. Nach etwas mehr als einer Stunde erreichen wir die grünen Wiesen des Dürrenbodens. Die bewaldete Flanke zum Verbindungsgrat Langmösl-Gnipen wurde vom Orkan Lothar stark beschädigt. Das zwingt uns, den Markierungen genau zu folgen, die wir im Frühsommer angebracht haben. Leichter gesagt als getan! Die Brombeerstauden haben in der Zwischenzeit eine Höhe von anderthalb Metern erreicht. Trotzdem kommen wir gut voran und können einige Wildspitz-Gänger überholen. Um 12.25 Uhr erreichen wir den Gipfel – fast nach Plan. Wir geniessen vorzüglich zubereitete Penne, währenddem wir Medien-

leuten Auskunft geben. Für letzte Fotos gehen wir nochmals auf den Gipfel.

Unser Weg geht weiter der Strecke Langmatt-Türlistock-Chaiserstock entlang. Wir sind zuversichtlich, die Grenztour zu schaffen, auch wenn noch rund zehn Stunden vor uns liegen. Das Gelände gegen Schornen hinunter ist sehr steil, mit Felsbändern durchsetzt und dadurch der gefährlichste Teil der Grenztour. Nach einer weiteren, kleinen Verpflegung nehmen wir die 350 Höhenmeter auf den Morgartenberg hinauf ins Visier: Die Sonne brennt erbarmungslos hinunter. Schon bald können wir das Hochmoor der Biber erkennen. Die Riedlandschaft bei der mäandrierenden Biber ist einzigartig. Bis zur Ratenstrasse überqueren wir den kleinen Fluss dreimal.

Erstaunlich, wie wir immer noch gut vorankommen. Unsere Moral ist auch nach 18 Stunden gut. Die Blasen schmerzen nicht mehr. Nach dem Grat der Höhrnonen beginnt der steile Abstieg im nassen Gelände zur Sihl. Die Sihlüberquerung gelingt ohne nasse Füsse. Im Wald der Sihl entlang ist es unglaublich schnell dunkel. Ohne Licht wird es immer schwieriger und mühsamer, den richtigen Pfad zu finden. Wir haben die Taschenlampen nicht dabei. Per Handy ordern wir Licht; eine riesige Taschenlampe können wir beim «Sihlmätteli-Wisel» ausleihen. Körperlich geht es uns gut. Die langgezogenen Biegungen der Sihl lassen uns die Nähe des Ziels erahnen. Endlich können wir die Strassenlampen der hell beleuchteten Kreuzung von Sihlbrugg erkennen.

Wie auf einem Gipfel geben wir uns die Hand. Die Dunkelheit verbirgt unsere Freudentränen. Wir sind glücklich und stolz. Nach 22 Stunden und 55 Minuten haben wir 88 Kilometer und rund 2700 Höhenmeter zurückgelegt und erreichen den Ausgangs- und Zielort Sihlbrugg: Der Empfang ist stürmisch, Gratulationen und Freude verlieren sich im Dunkel der Nacht. Mit Champagner stossen wir auf das unvergessliche Abenteuer an.

Die Schuhe und Kleider haben wir fünfmal gewechselt. Während des Laufs hat jeder ca. 12 – 13 Liter Flüssigkeit zu sich genommen: isotonische Getränke, Cola, Rivella grün, Henniez, Bouillon, Tee und Kaffee. Zu Essen gabs: Käse-Sandwich, Darvida, Birchermüesli, Bananenriegel, Bananen, Tortellini, Schokolade, Penne, Schinken-gipfel und Tirolerkuchen. Die Gefühle nach der vollbrachten Leistung sind unbeschreiblich. Übrig bleiben eine grosse Zufriedenheit und innere Ruhe.

*Jürg Schumpf, Jahrgang 1957, ist dipl. Augenoptiker, er lebt in Menzingen. Heinz Zobrist, Jahrgang 1956, ist Ausbildungsberater und lebt in Cham-Hünenberg. Beide sind passionierte Bergsteiger. Miteinander haben die beiden bereits viele alpinistisch anspruchsvolle Touren in den Alpen unternommen. Ihr nächstes Abenteuer wird das bewährte Duo vielleicht in den Himalaya führen.*



*Getränke:  
zwölf Liter pro Kopf.*



**I n t e r n a t i o n a l e   G r e n z e n**



Es gibt – Schreck lass nach! – eine These, wonach im Zeitalter des Internets Auslandskorrespondenten überflüssig werden, weil sie, ähnlich wie Diplomaten, zu Relikten einer Vergangenheit verkommen sind, in der Grenzen noch eine Rolle spielten. Der modischen These zufolge ist es überholt, die Welt nach wie vor so zu sehen, wie ein Globus sie zeigt: Als bunten Flickenteppich, dessen Nähte die Landesgrenzen sind. Das neue Bild der Welt ist jenes des blauen Planeten, eines verletzbaren Wesens in den Weiten des Alls, eines ätherischen Gebildes ohne Grenzen.

So schön die Erscheinung ist und so sehr sie anrühren mag, das Bild trägt. Noch immer stösst der Auslandskorrespondent heute an Grenzen, sichtbare wie unsichtbare. Und je näher der Blick des Betrachters aus dem All auf den kreisenden Planeten zoomt, desto öfter verfärbt sich dessen zartes Blau zu dreckigem Gelb, Grün und Braun. Noch ist die Welt so wenig neu, wie es die Wirtschaft ist, und noch ist die Geschichte so wenig zu Ende, wie es die Ideologien sind.

Nach wie vor hallt die Karambolage der Kulturen wider und will der Frieden nicht ausbrechen – allen Plänen und Prozessen zum Trotz.

*Dabeim, gemütlich  
auf dem Sofa:  
Der Fernseher bringt  
die mediale Welt  
in die Stube.*

*Auslandskorrespondenten sind professionelle Grenzgänger. Worüber aber können sie noch berichten, wenn die ganze Welt ein Dorf wird und bald Jeder mit Jedem ohne Verzug kommunizieren kann?*

Globale Dorftrottel und andere Globalisierung, Vernetzung und Interdependenz: Das sind Begriffe, die sich gut anhören in jenen lichten Höhen, wo sich die sogenannten «Davos-Menschen» zu ihren erlauchten Foren und Symposien treffen. Doch in den Niederungen der Realität – in den Flüchtlingslagern von Gaza, den Slums von Bogota, den Townships von Johannesburg – erleben Abermillionen von Menschen jeden Tag und jede Stunde, dass sie an Grenzen gelangen. Die meisten unter ihnen können nur davon träumen, eines Tages Grenzen zu überwinden und ihrem Elend zu entfliehen. Davon, dass die ganze Welt ein Dorf sein soll, haben diese Menschen noch nichts gespürt, obwohl es an globalen Dorftrotteln gewiss nicht mangelt. Ihre Dörfer, Städte und Länder sind Gefängnisse, die zwar nicht hinter Mauern und Stacheldraht liegen, aber deshalb nicht weniger ausbruchssicher sind.

Mein erster Auslandeinsatz, als Volontär, führte mich 1974 nach Beirut. Der Libanon galt damals noch als «Schweiz des Nahen Ostens», als Reiseziel unter Zedern, wo Touristen morgens in den Bergen über der Küste skifahren, nachmittags im Mittelmeer baden und abends im «Casino du Liban»

spielen konnten. Wenig nur war in den mondänen Quartieren Beiruts davon zu spüren, dass das Land wenige Monate später in einem jahrelangen Bürgerkrieg versinken würde. «Die Ereignisse», wie die Libanesen den mörderischen Konflikt zu nennen pflegten, brachte ab 1975 die einzelnen Volksgruppen – Christen, Drusen, Palästinenser, Sunniten und Schiiten – in wechselnden Koalition gegeneinander auf. Hunderttausende starben.



Die Reise in den Levante beinhaltete auch einen Besuch der Südgrenze des Libanon. Dort lebten (und leben) vornehmlich Schiiten, in Dörfern wie Naqoura, Bint Jubail und Marjayoun, und sie versuchten, dem kargen Boden eine kümmerliche Existenz abzutrotzen. Das Gebiet durchquerten

*Bezeichnet,  
bezeichnend:  
Relikte des Ausland-  
korrespondenten I. S.  
aus Zug.*

gelegentlich palästinensische Widerstandskämpfer aus den Lagern an der Küste, um in Nordisrael einzudringen und Anschläge zu verüben. Die israelische Armee wollte deshalb an der Grenze zum Nachbarn eine Pufferzone schaffen und die Schiiten mit sanftem Druck dazu bewegen, ihre Dörfer zu verlassen und nach Norden zu ziehen. So schossen die Israelis mitunter von jenseits der Grenze über die Köpfe der Bauern, um der Botschaft ihrer Regierung Nachhall zu verschaffen. Solche Schüsse, harmlos im Nachhinein, fielen genau in

näre der schiitischen Hisbollah das Vakuum aufgefüllt, das die Israelis hinterlassen haben. Der nächste Konflikt ist programmiert.

### Tödliche Spiele

Grenzen wecken Leidenschaften, entflammen Streit und töten – nicht nur im Nahen Osten. Noch bis vor kurzem haben sich am Horn von Afrika Äthiopier und Eritreer im öden Niemandsland zwischen beiden Ländern so erbittert bekriegt, dass es Ausenseiter nicht mehr nachvollziehen konnten.

Dies umso weniger, als sich die Kämpfe weder um Öl noch um einen anderen Rohstoff drehen, sondern lediglich um falsch verstandenen Nationalstolz. Unabhängigen Schätzungen zufolge starben in drei Jahren an die 100 000 Menschen in Schlachten, die praktisch unter Ausschluss der Weltöffentlichkeit stattfanden. Beide Regierungen

hatten zuvor behauptet, die andere Seite sei in ihr Territorium eingedrungen – ein tödliches Spiel mit Grenzen. Heute patrouillieren Soldaten der Uno die 1000 Kilometer lange Trennlinie zwischen Äthiopien und Eritrea. Ausser Spesen nichts gewesen. Ein anderer Einsatz als Reporter führte mich unlängst ins riesige Gebiet zwischen den USA und Mexiko. 12,5 Millionen Menschen leben entlang der Grenze, die den reichen Norden vom armen Süden trennt. Bis zum Jahr 2020

dürften es 24 Millionen sein. Die Mexikaner nennen die Region schlicht «la frontera», und was jenseits liegt, «el Norte». In Baja California treffen jeden Tag Tausende von Leuten aus dem Landesinnern ein, um mit Hilfe von Schleppern, «coyotes», zu versuchen, die Grenze zu überqueren, deren zugänglicheren Abschnitte schwer bewacht sind. Seit 1994 haben allein zwischen Tijuana und Mexicali mehr als 600 Menschen den Trip ins gelobte Land mit dem Tod bezahlt. Entweder sind sie in der Wüste verdurstet oder in den Bergen erfroren. Andere wiederum ertranken beim Versuch, tückische Flüsse oder Kanäle zu durchschwimmen. Grenzen kennen kein Erbarmen.

Trotzdem warten Mexikaner, oft während Wochen, Nacht für Nacht auf eine Gelegenheit, den Agenten der U.S. Border Patrol ein Schnippchen zu schlagen. Im Smuggler's Canyon südlich von San Diego lehnen sie sich gar über den rostigen Metallzaun und lassen mit sich reden – in Sichtweite der Grenzwächter. Alle wollen sie einfach in Amerika ihr Glück versuchen, nicht mehr und nicht weniger. Denn im Norden, berichten sie, würden sie ein Mehrfaches dessen verdienen, was sie zu Hause zusammenkratzen können. In den USA leben laut Statistiken sieben Millionen Menschen, die in Mexiko geboren worden sind. 2,4 Millionen unter ihnen haben angeblich die Grenze illegal überquert. Das sind 2,4 Millionen amerikanische Träume. Daneben verblasen die Alpträume.

Gelegentlich kommt es auch vor, dass Grenzen einen enttäuschen. Als ich in den

1980er-Jahren zum ersten Mal von Jordanien nach Israel reiste, stellte ich mir vor, wie aufregend es sein würde, die Allenby-Brücke über den legendären Jordan zu überqueren. Unweit des Toten Meeres und fast 400 Meter unter Meer gelegen, gilt die Brücke, die nach einem britischen General aus der Mandatszeit benannt ist, als einer der heissesten Orte der Erde, wo das Thermometer regelmässig über 50 Grad zu klettern pflegt.

Mein Erstaunen jedoch war gross, als sich der historische Grenzübergang als eine kleine Brücke mit wackligen Holzplanen entpuppte, auf welcher der Bus, der die Reisenden vom jordanischen Zoll zum israelischen Check-Point transportierte, gerade knapp Platz fand. Und der vielbesungene Jordan war in Wirklichkeit nichts anderes als ein kümmerliches Rinnsal, das Fluss zu nennen masslos übertrieben gewesen wäre. Trotzdem ist das Grenzgewässer nicht zu mickrig, als dass sich heute israelische und jordanische Archäologen darüber streiten, auf welcher Seite des Flusses Jesus in biblischer Zeit getauft wurde. Als ob es im Nahen Osten nicht schon genug Konfliktherde gäbe.

Doch die Jordan-Senke zwischen Jerusalem und Amman ist auch andersweitig umstritten. Sollte es je einen Palästinenserstaat auf der Westbank geben, wollen etliche Israelis das Grenzgebiet als Puffer gegen allfällige Attacken aus dem Osten behalten. Dagegen meinen andere Stimmen in Israel, solch bodenständiges Denken sei



wohl überholt im Zeitalter von Cruise Missiles und Raketen, die ohne Rücksicht auf Grenzen von einem Land ins andere zischen. Die Skeptiker erinnern an den Golfkrieg, als irakische Scuds, zum Glück nicht sehr zielgenau, auf Tel Aviv niedergingen und dessen Bewohner zwangen, aus Angst vor Giftgas mit ihren Masken in Schutzräumen Zuflucht zu suchen.

### Dem Glück nachhelfen

So sind inzwischen auch die Bedrohungen global geworden. Niemand ist je und irgendwo mehr wirklich sicher. Doch die tödlichen Gefahren wurzeln nach wie vor sehr lokal. Hass, Gier und falscher Stolz bleiben auf der Erde haften. Was abhebt, ist lediglich die Rhetorik von Ignoranten und Besserwissern.

Die Spezies Auslandskorrespondent dürfte so rasch nicht aussterben. Noch sind nicht alle Mauern gefallen und

alle Menschen Brüder geworden. Noch ist in unserer verrückten Welt die Armut grenzenloser als der Reichtum und das Elend schrankenloser als das Glück. Noch ist längst nicht überall das Ideal von Thomas Jefferson verwirklicht, der 1776 in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung postuliert, «dass alle Menschen vor ihrem Schöpfer gleich sind, dass zu diesen Rechten Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören ...».

Nach wie vor wird zu Beginn des dritten Jahrtausends dem Glück zu häufig nachgeholfen, nicht nur in Amerika. Und so lange das geschieht, werden Journalisten aus aller Welt darüber zu berichten haben. Die einzigen Grenzen, die es für Reporter gibt, sind die Grenzen ihrer Sprache. Derweil wartet das Raumschiff Erde auf einer rostigen Rampe weiterhin auf den Start.

*Der Zuger Ignaz Staub, Jahrgang 1949, ist seit 1974 Journalist. Erst für die «Weltwoche» und später für die «Schweizer Illustrierte» tätig, arbeitet er seit 1987 für die Ausland-Redaktion des Zürcher «Tages-Anzeigers». Derzeit lebt er als Amerika-Korrespondent in Washington DC, wohnen es ihm 1999 nach einem dreijährigen Aufenthalt im Nahen Osten zog.*



**I. STAUB 1851-SZ  
Tages-Anzeiger**

jenem Moment, als ich mit einer Einheit der libanesischen Armee der Grenze entlang auf Patrouille ging. Acht Jahre später sollte Israels Armee über die selben holprigen Strassen ins Land eindringen und mit ihren Panzern bis nach Beirut vorstossen – eine verlustreiche Invasion, die erst unlängst mit dem einseitigen Rückzug aus der sogenannten Sicherheitszone im Südlibanon zu Ende ging. Seither haben Milizio-

*Helen Keiser reiste von 1950 bis 1993 zwischen Orient und Okzident. Darüber schrieb sie. Nun wird erstmals gezeigt, was sie auf den Reisen fotografierte.*

Zug, 1954. Helen Keiser, eine junge Frau im Alter von 28 Jahren, gelernte Dekorateurin und Grafikerin, entschliesst sich, Berufsreisende zu werden. Zuerst reist sie allein nach Indien. Sie lebt in Zelten und einfachen Herbergen, benützt die öffentlichen Verkehrsmittel dritter Klasse, kleidet sich wie die Einheimischen, lernt deren Sprachen.

Es folgen über zwanzig Reisen und mehrmonatige Aufenthalte in allen arabischen Ländern. Sie lernt arabisch, vertieft sich in die Geschichte des Altertums, wirkt bei archäologischen Ausgrabungen mit und vor allem lebt sie in arabischen Städten und Dörfern. Immer wieder besucht sie die arabischen Wüsten und zieht mit Beduinenstämmen durch die Sandmeere.

Ihre Reiseberichte veröffentlicht sie zunächst in den «Zuger Nachrichten», später in renommierten Zeitschriften und schliesslich in ihren eigenen Büchern.

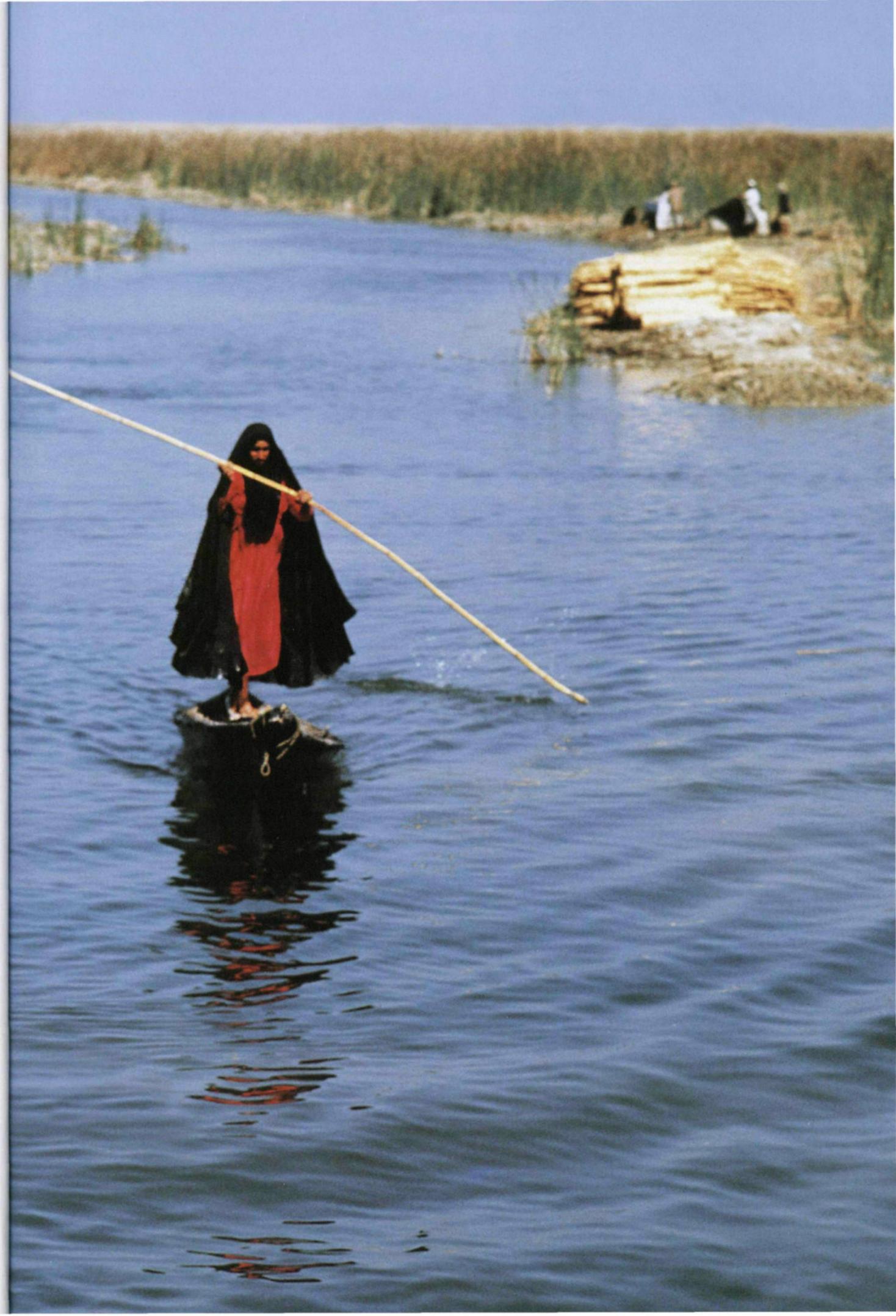
Mit dabei auf ihren Reisen hat Helen Keiser nicht nur die Schreibutensilien, sondern auch die Fotokamera. Die hier gezeigten Bilder zeugen von grossem Respekt dem Abgebildeten gegenüber und stehen damit für eine selten genug vorkommende fotografische Haltung. Keiser hat sich das fotografische Objekt nicht angeeignet, sondern hat es als gleichwertiges Subjekt behandelt, sie ist ihm begegnet.

*Musik und Tanz:  
Mädchen in goldenem  
Kleid bei einem Fest.  
Bagdad, 1970.*



*Das Wasserholen als Mühsal:  
Der Weg zum Brunnen  
dauert eine Stunde.  
Stamm der Tobe, 1962.*

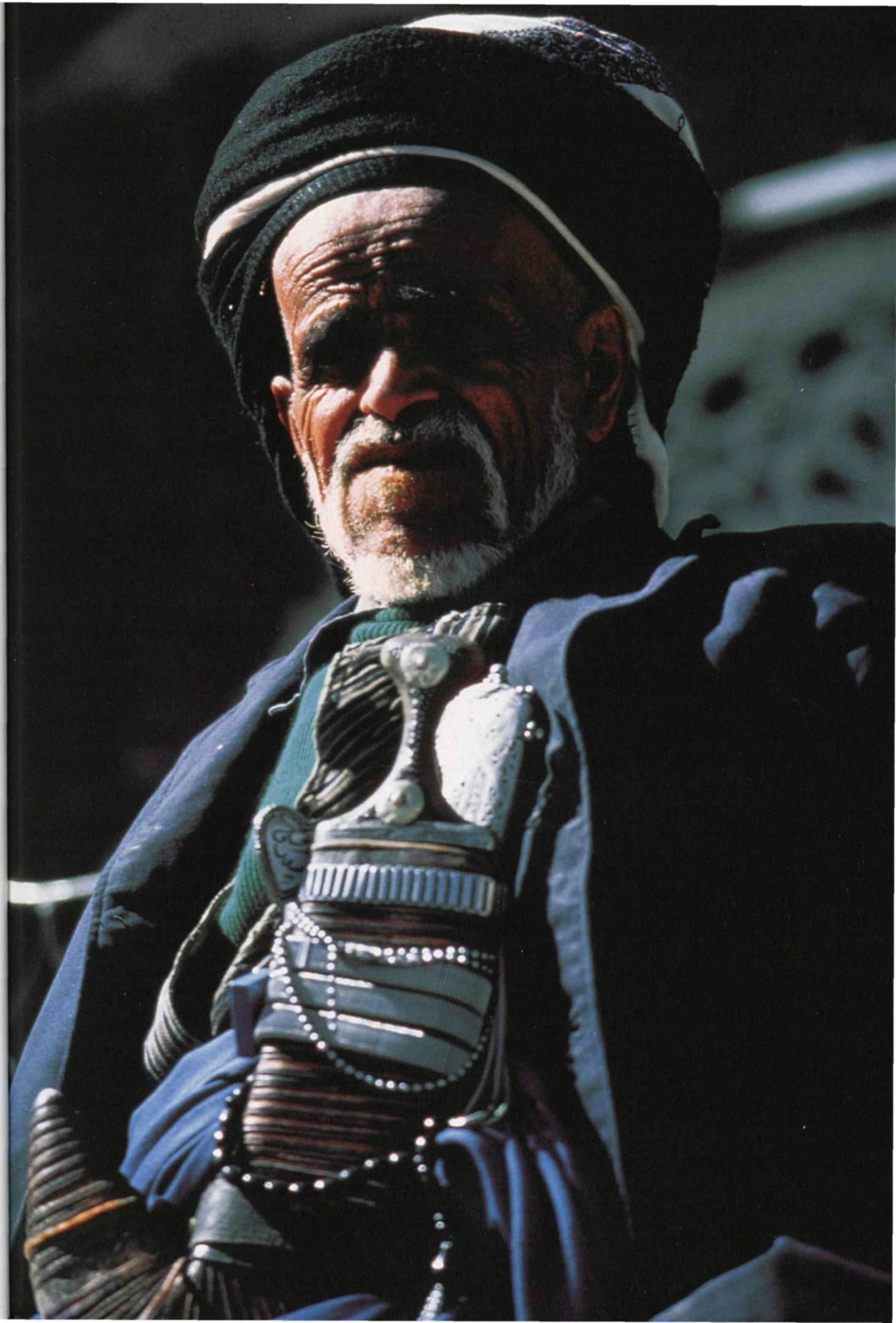
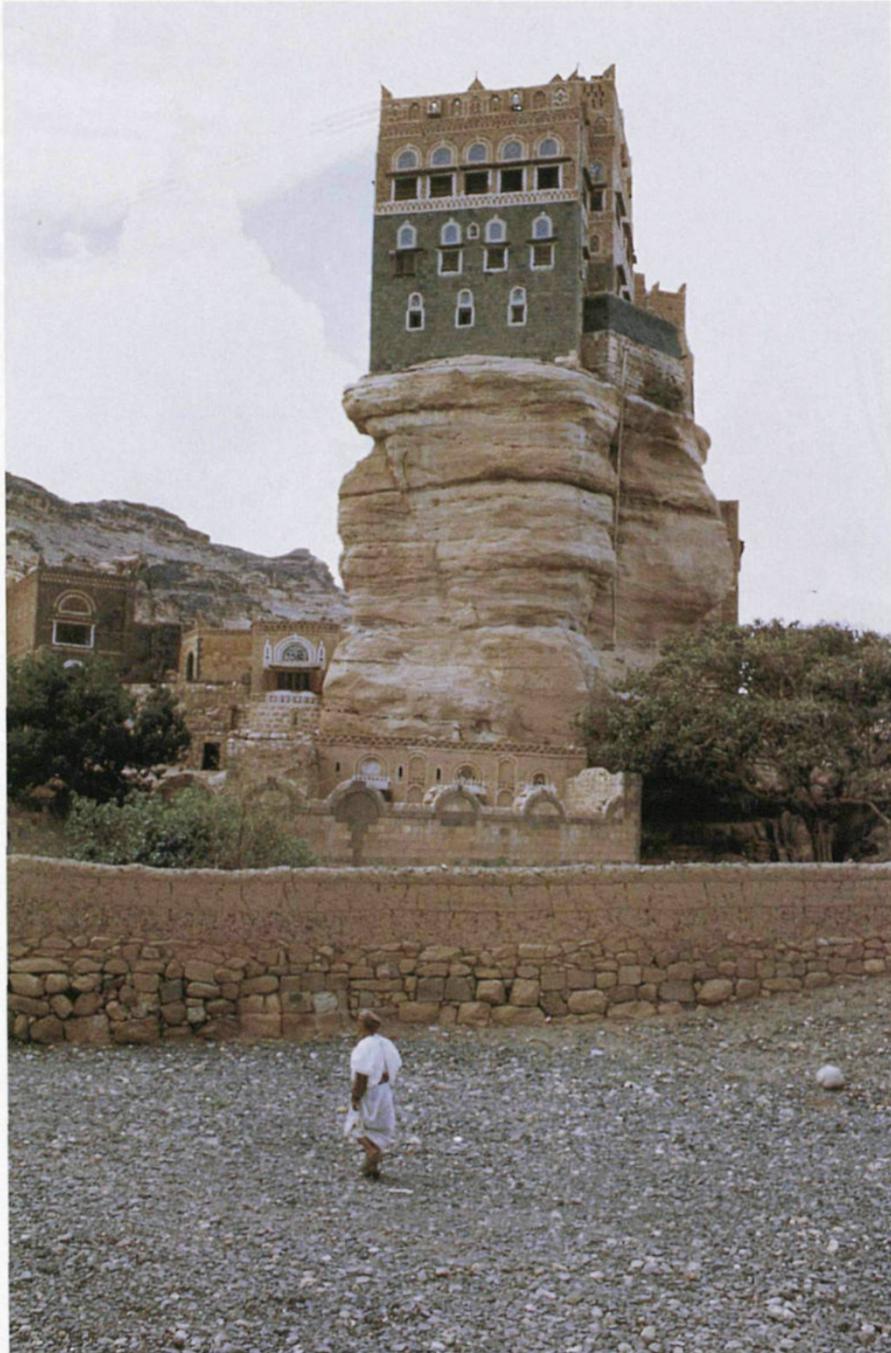
*Einkaufen per  
gleitendem Boot:  
Die Kleidung der  
Ma'adona-Frau  
besteht aus dem  
Unterkleid und der  
Abaya. Irak, 1970.*



*Dar al-Hadjar,  
der Sommerpalast  
des Imam Yabya,  
erbaut um 1930, ist auf  
einem beeindruckenden  
Felsen erbaut –  
und erscheint auf*

*Briefmarken, Bank-  
noten und in fast  
allen Yemenbüchern.  
Wadi Dar, Yemen, 1980.*

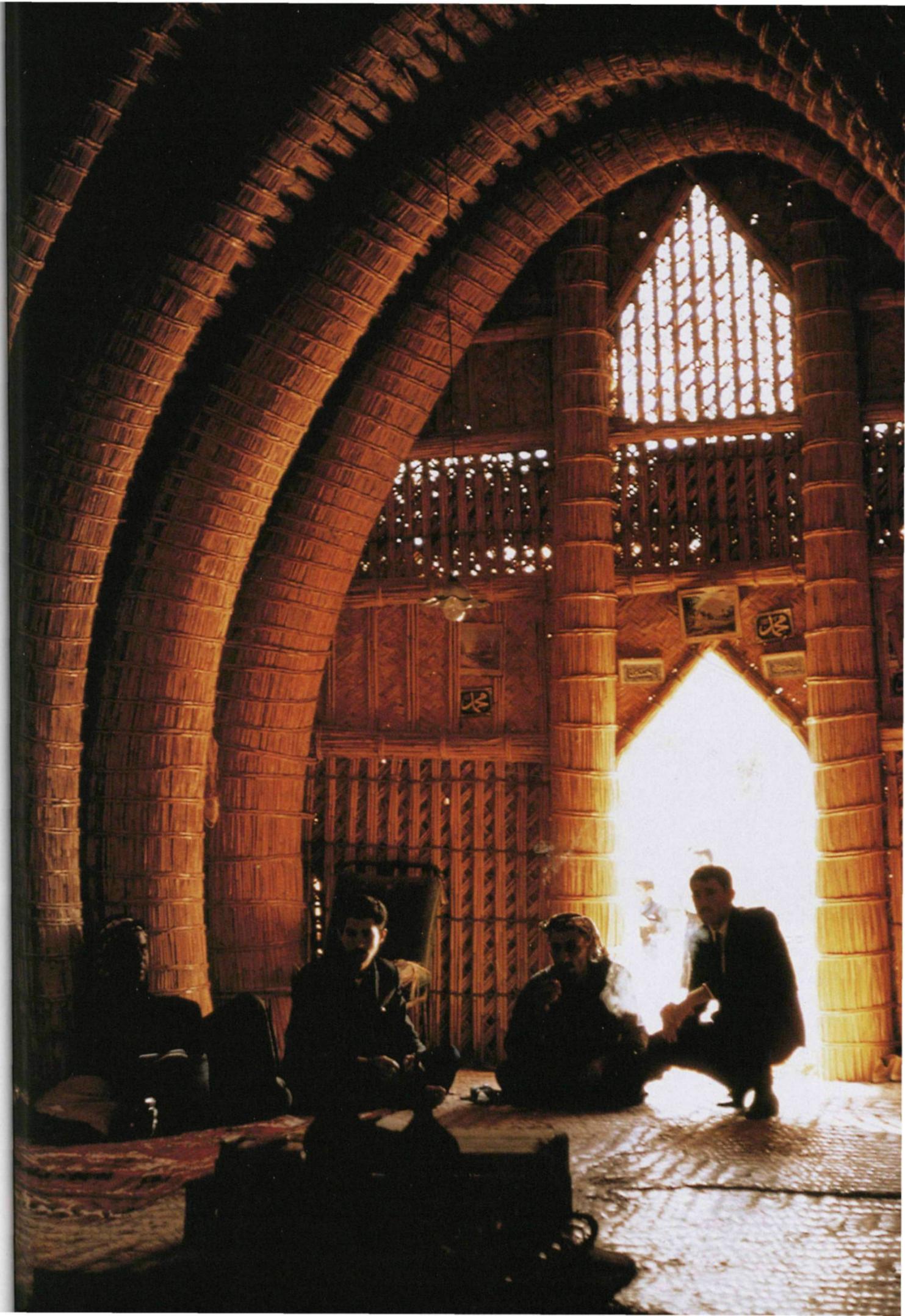
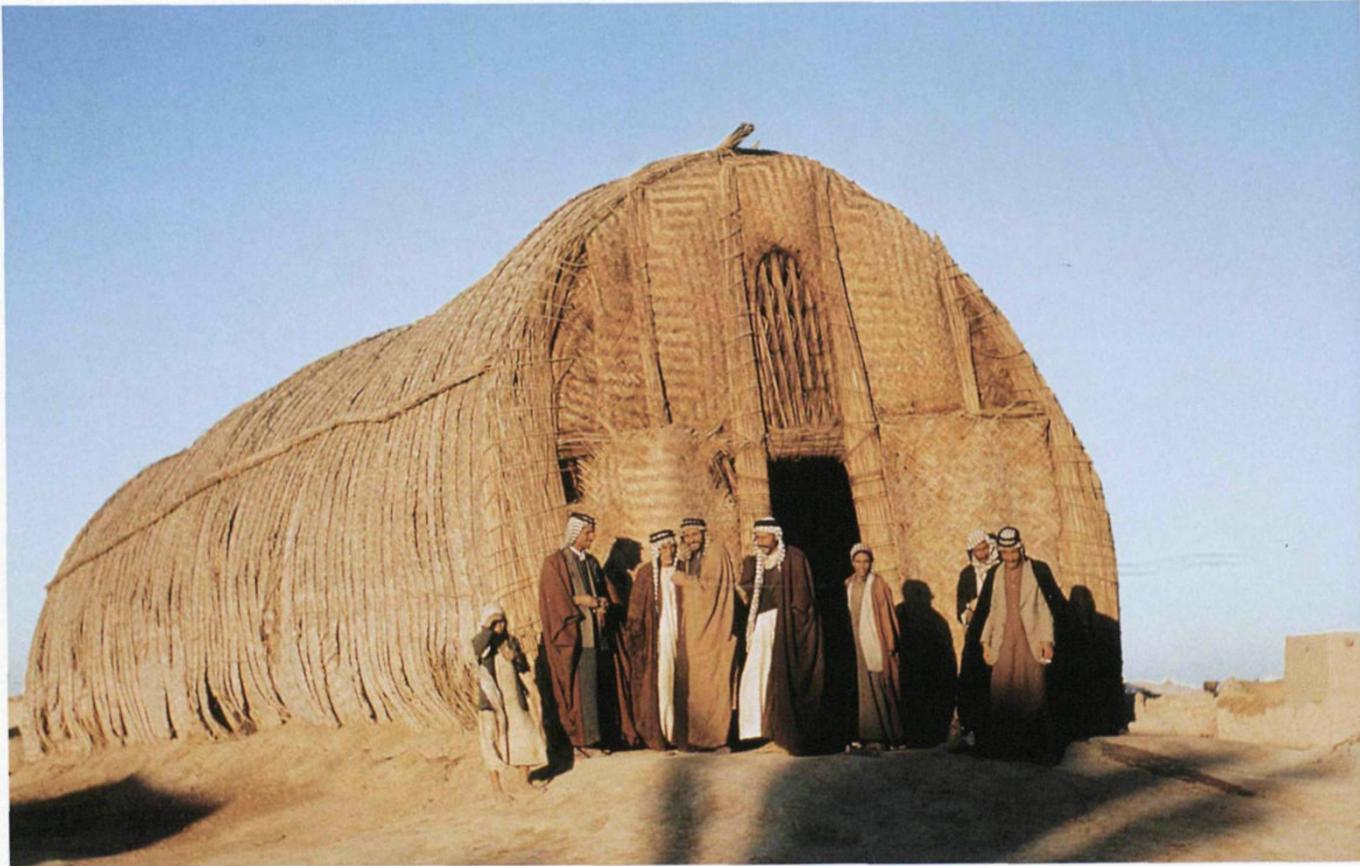
*Ein prächtig ge-  
wandeter Burgwächter  
führt heute Touristen  
durch die prunk-  
vollen Gemäcker des  
Imam Yabya.  
Wadi Dar, 1980.*



*In der Mitte des Dorfes  
befindet sich wie  
eine Kirche das Gästehaus  
des Scheichs Ikrem,  
der «Mudif».*

*Hôr-Dörfer, Irak, 1970.*

*Das Innere des  
«Mudif» wirkt wie  
ein romantischer Bau  
mit gebundenen  
Säulen, die sich zu  
Bogen vereinen.  
Selbst die Schilfmatte  
des Bodens wirkt wie  
glänzendes Parkett.*

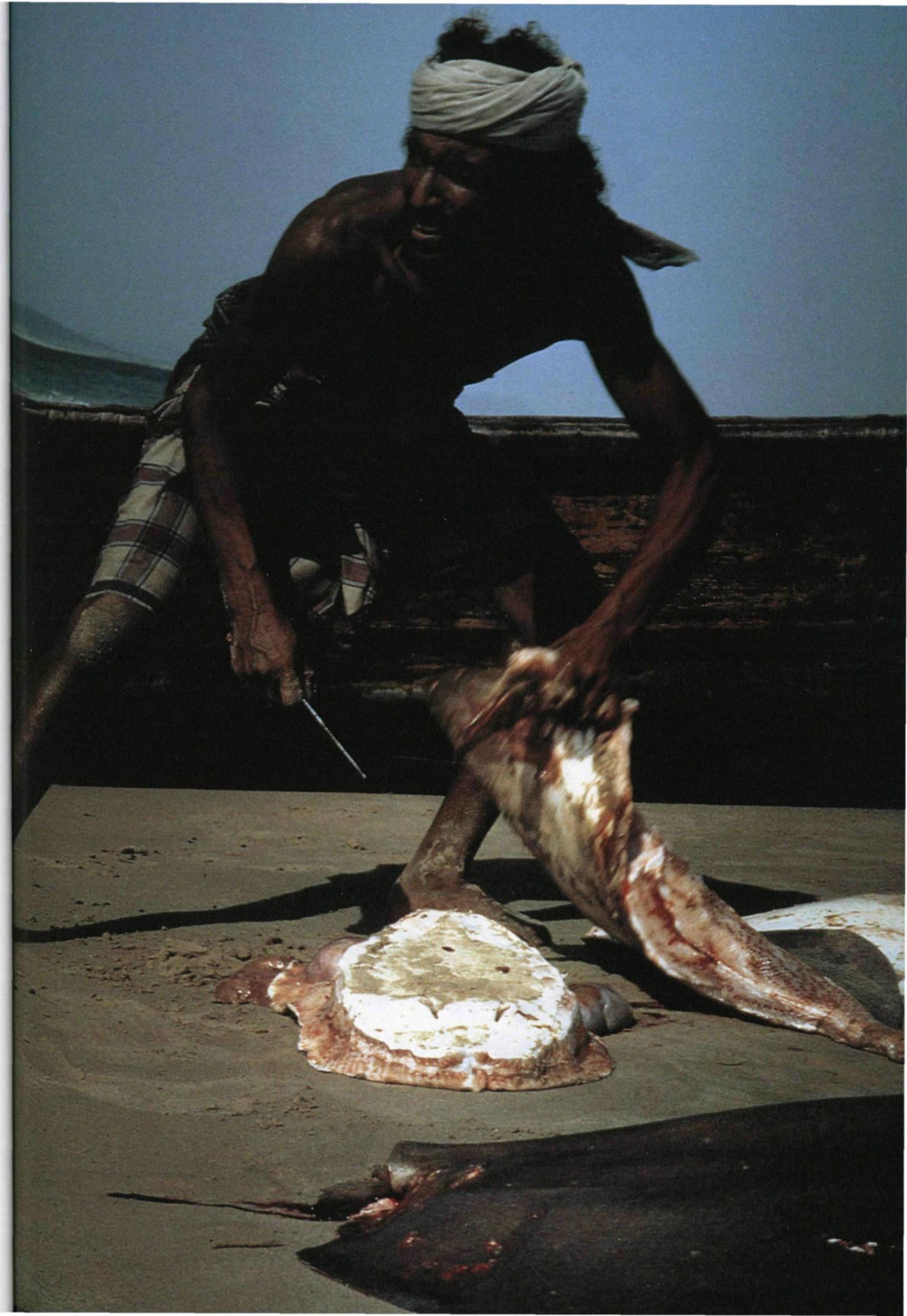


**Bücher von Helen Keiser**

*Salaam, Bordbuch einer Orientreise, 1958*  
*Vagabund im Morgenland, 1961*  
*Sie kamen aus der Wüste, 1964*  
*Die Stadt der grossen Göttin, 1967*  
*Arabia, 1971*  
*Geb nicht über den Jordan, 1971*  
*Die kleine Beduinenfrau, 1975*  
*Abenteuer Schwarzes Gold, 1977*  
*Suche nach Sindbad, 1979*  
*Ruf des Muezzin, 1981*  
*Sohn der Beduinin, 1983*  
*Der blaue Esel, 1992*  
*Die Oase, 1995*

*Arabischer Segler  
«Ghansa» auf dem  
Indischen Ozean.  
Sür, Oman, 1976.*

*Reiche Fischgründe  
im Indischen Ozean  
sorgen für ein gutes  
Einkommen der  
Küstenbewohner.  
Yemen, 1986.*



*Helen Keisers Fotos  
werden in einer  
Ausstellung im Juni  
2002 in der Altstadt-  
halle und in der  
Galerie Schmu\_Ku\_Ku  
in Zug gezeigt.*



*Der Maurer- und Steinhauergeselle Leonz Landis überschritt 1833–1839 verschiedene Grenzen – sein erhaltenes Wanderbüchlein lässt die fast sechsjährige Wanderschaft lückenlos nachvollziehen.*

**W**ilhelm Moos ist ein begnadeter Maler in Zug. Weil er nicht von der Malerei leben kann, unterrichtet er, zum Beispiel den jungen Leonz Landis. Am 14. April 1833, dem Weissen Sonntag, schreibt Moos seinem Schüler das Zeugnis.

Leonz Landis, 19-jährig und gelernter Maurer und Steinhauer, will schon am nächsten Tag frühmorgens auf Wanderschaft gehen. Er hat sich dies schon lange vorgenommen und lebt in einer Zeit, in welcher das Kennenlernen des eigenen Gewerbes im Ausland keine Aussergewöhnlichkeit darstellt. Schon sein Urgrossvater Mathias hatte sich auf die Wanderschaft begeben; von Gutenberg bei Waldshut herkommend, war er über Frankfurt am Main und Bremgarten 1759 nach Risch gekommen und dort sesshaft geworden. Vielleicht war es die sorgfältig in der Familie aufbewahrte Gesellenurkunde des Vorfahren Mathias gewesen, welche Leonz Landis zur Wanderschaft motivierte. Jedenfalls dürften die politischen Wirren jener Zeit den Entscheid begünstigt haben, Zug temporär den Rücken zu kehren: In Zug mobilisierte die katholische Geistlichkeit gegen die geplante liberale Revision des Bundesvertrags – als indirekte Folge davon wurde der liberale Landammann Georg Joseph Sidler abgewählt.

*Gesellenwesen und Wanderschaft: eine historische Form der Globalisierung.*

Zurück zur Schule. Wilhelm Moos, damals mit 26 Jahren nur wenig älter als sein Schüler Leonz Landis, sucht an diesem Feiertag vergeblich nach geeignetem Schreibpapier. Auf einem dünnen Blatt bescheinigt er, dass Leonz Landis während zweieinhalb Jahren die öffentliche Sonntag- und Feiertagsschule fleissig besucht, in Architektur und Baukunde grosse Fortschritte gemacht und sich durch seinen sittsamen und rechtschaffenen Lebenswandel alle Achtung erworben hat. Präfekt Utiger bescheinigt seinerseits das Zeugnis. Das offizielle Siegel brennt am oberen Rand durch das dünne Papier.

Rund zwei Wochen später, am 30. April 1833, trifft Leonz Landis von München über Pfaffenhofen kommend in Ingolstadt ein. Er hat inzwischen zwei Landesgrenzen überschritten und in 15 Tagen 463 Kilometer zurückgelegt. Die beiden Sonntage hat er in Lindau und München verbracht. Er sucht sich Beschäftigung. Für zwei Wochen lässt er sich anstellen und lässt sich dies am 18. Mai vom Staatsmagistrat bescheinigen.

Die Tagesreisen sind jetzt deutlich kürzer als zu Beginn der Wanderschaft; er sucht unterwegs Arbeitsmöglichkeiten. Am 22. Mai gelangt er nach Donauwörth und findet bei Maurermeister Anton Woelfe Beschäftigung. Nach zwei

Monaten zieht er am 22. Juli weiter in Richtung Monheim, Weissenburg und Bamberg.

Eine Woche später erreicht Landis die Grenze zum Königreich Sachsen und gelangt über Plauen nach Reichenbach. Hier bleibt er bis im November. Im Arbeitszeugnis vom 11. November heisst es: «... hat seit letzten Visa bei M. Grauchra für gearbeitet und gut betragen geht nach Plan in Böhmen.»

Die Wanderschaft findet ihre Fortsetzung im Königreich Böhmen und Mähren, als Stationen sind Pilsen, Prag und Budweis im Reisepass eingetragen. Nach der Durchreise in Linz am 4. Januar 1834 erreicht Leonz Landis Wien, die Hauptstadt des Kaiserreichs Österreich und auch baukünstlerisch ein Kulminationspunkt. Seit neun Monaten unterwegs, hat Landis damit insgesamt rund 1500 Kilometer zurückgelegt.



*Zur Tilgung der Reisespesen: österreichische und ungarische Münzen der 1830er-Jahre.*

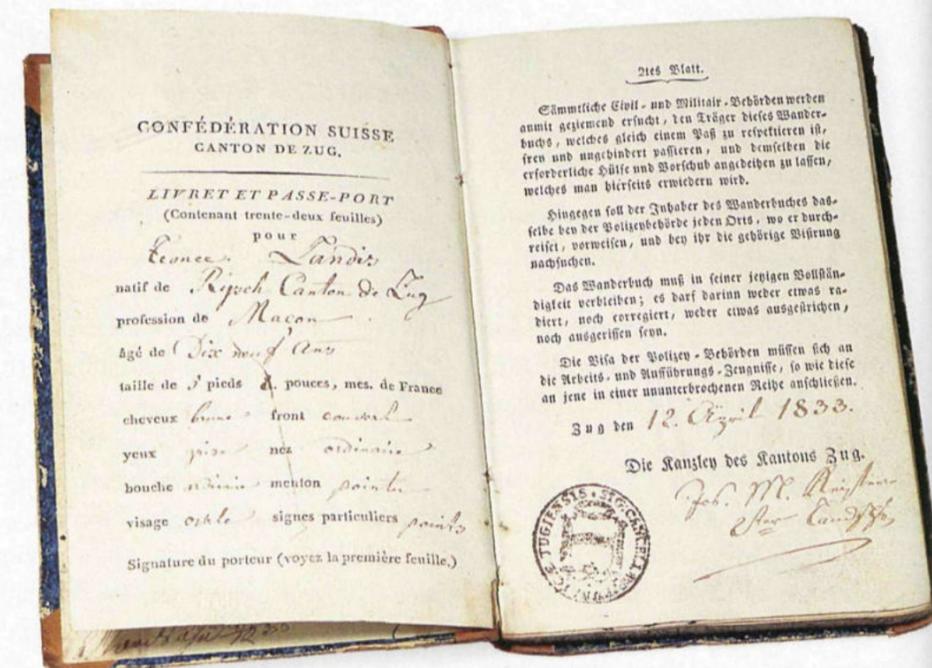
Im Dienst einer Meisterswitwe

In Wien findet er sogleich Arbeit bei der Meisterswitwe Theresia Schwarz. Das war damals nicht unüblich: Gemäss den Handwerksordnungen durften Witwen das Handwerk der verstorbenen Gatten weiterführen. In Wien ging das sogar so weit, dass fremde Gesellen vor den anderen Meistern zuerst zu Meisterswitwen geschickt wurden – hier ist eine interessante Fürsorglichkeit spürbar.

Zusätzliche Schriftstücke dokumentieren die Zeit in Wien: Zwei Arbeitszeugnisse der «Innung der bürgerlichen Bau- und Steinmetzmeister» und zwei Quittungen für Auflaggeld und Krankenkassen-Beitrag als jährlichen Beitrag zur «Gesellen-Lade der privil. Maurer-Zunft» und zur «Hauptlade... der bürgerlichen Bau- und Steinmetzmeister».

Bis Ende 1837 arbeitet er in Wien. Leonz Landis zieht es weiter: Von Wien geht er 270 Kilometer weiter nach Budapest im damaligen Königreich Ungarn. 1838 arbeitet er dort ein halbes Jahr, die halbjährige «Auflage zur Gesellen-Lade der privil. Maurerzunft» bezahlt er gemäss Quittung am 24. Juni 1838.

Am Jahresende 1838 ist er wieder zurück in der Wien und bricht noch am 20. Januar 1839 nach Salzburg und Richtung Heimat auf. An der bayrischen Grenze in Reichenhall wird er mangels bayrischem Reisegeld nach Salzburg zurückgewiesen, umgeht aber das bayrische Gebiet über den Stein- und Knie-Pass in Richtung Innsbruck. Den 1800 Meter ü. M. hohen Arlberg-Pass überquert er am 13. Februar 1839 und er-



reicht die Schweiz bei Oberried zwei Tage später. Die Rückreise aus Wien ist 760 Kilometer lang und dauert vier Wochen.

70 Monate unterwegs

Fünf Jahre und zehn Monate sind seit dem Zeugnis des Lehrers Wilhelm Moos vergangen; Leonz Landis hat auf seiner Reise viele Baustile und Bauformen kennengelernt. Zurück in Zug, wendet Landis das Erlernte und Gesehene an. Er macht sich selbständig und übernimmt als ältester Sohn das väterliche Haus an der Vorstadt sowie Land an der Baarerstrasse, das ihn pro Quadratmeter einen Franken kostet. Darauf erstellt er ein Häuschen mit Magazin.

Nach der Wanderschaft folgt in der Heimat eine fast 40-jährige Tätigkeit als Unter-

nehmer. Die gesammelten Erfahrungen kann er nutzen. Die folgenden Bauten zeugen heute noch von Baumeister Landis:

- Die Villa Unterer Frauenstein an der Artherstrasse 6, welche der Arzt Carl Bossard 1850/51 nach Plänen des berühmten Zürcher Architekten Leonhard Zeugheer erstellen lässt;
- der erste Bahnhof der Stadt Zug von 1864, der auf der heutigen Bundesstrasse erstellt wird, 1896 nach Zürich Wollishofen versetzt wird, wo er heute noch in Betrieb ist;
- die Stadtkanzlei am Kolinplatz, die 1868 einen gotisierenden Umbau erfährt;
- das Regierungsgebäude am Postplatz von 1869 – 70, welches dank Vorschlag von Leonz Landis im Obergeschoss

eine repräsentable Natursteinverkleidung bekommt statt eines gewöhnlichen Verputzes;

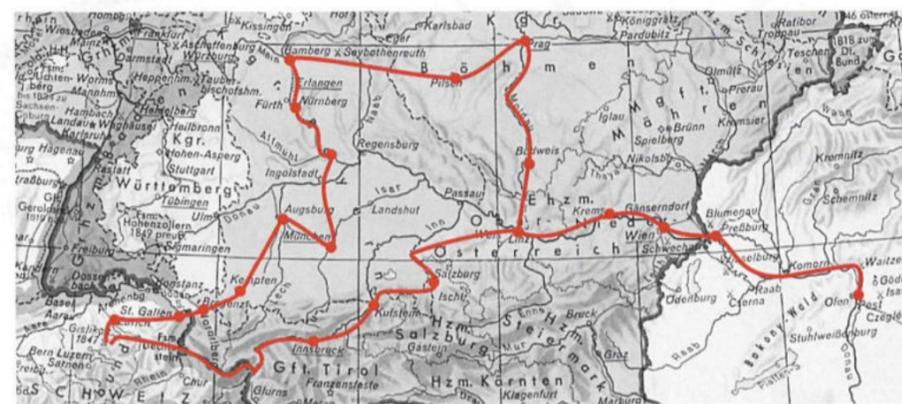
- schliesslich die Umnutzung des alten Spitals in das Burgbachschulhaus 1874 – 76.

Die Tatsache, dass heute noch diese Bauten Stadt prägenden Charakter haben, deutet auf eine funktionierende Qualitätssicherung und eine hohe Nachhaltigkeit von Landis' Bautätigkeit hin.

Während dieser Bautätigkeit heiratet er 1860 Elisabeth Annen und wachsen ihre drei Söhne heran. 1875 wird er Bürger der Stadt, bereits drei Jahre später stirbt er. Nach seinem Tod führen seine Frau und sein Bruder Christian Landis das Geschäft weiter. Christian hatte als Gardist in Italien und als Maurergeselle auf der Wanderschaft während neun Jahren die Grenzen der Heimat verlassen.

Beim Tod von Leonz Landis ist der älteste Sohn Johann erst 18-jährig. Ganz im Geist seines Vaters geht er nach dem Abschluss der Bauschule Stuttgart trotzdem auf Wanderschaft. Stationen sind München, Wien, Budapest, wo er insgesamt fünf Jahre arbeitet, schliesslich Triest und Venedig. 1884 kehrt er heim und führt dann das elterliche Geschäft ins nächste Jahrhundert, nämlich bis 1936.

Seine Fachkompetenz und Weitsichtigkeit lassen ihn 1907 zum Gründer und zum ersten Präsidenten des Baumeisterverbandes Zug werden, 1909 bis 1935 ist er Mitglied der Zentralleitung des Schweizerischen Baumeisterverbandes.



In diesen Ämtern engagiert er sich stark für eine gute Ausbildung auf allen Stufen der Bauberufe – ein Anliegen, das zu Zeiten Leonz Landis' ebenso aktuell war wie auch heute nach dem Überschreiten der Grenze zum 21. Jahrhundert.

Peter Landis, Jahrgang 1943, ist der Urenkel von Leonz Landis. Er ist Bauingenieur ETH und lebt in Zug. Leonz Landis' Werk lebt heute in der Landis Bau AG weiter.

Quellen: Wanderbuch und Reisepass Leonz Landis, 12. 4. 1833 und 20. 8. 1860



Leonz Landis,  
1833–39:  
Unterwegssein als Teil  
des Lebensentwurfs.

A pencil sketch of a landscape. A horizontal line represents the horizon. Below it, there are several trees with simple outlines and some foliage. The drawing is done in pencil on a light-colored paper.

# Rechtliche Grenzen



*An der Grenze zu Nachbars Grundstück hört der Spass auf: Hängende Äste und rauchende Würste treiben Nachbarn zur Weissglut – und oft vor den Friedensrichter.*

**E**in lauer Sommerabend. Die Familie in einer Zuger Talgemeinde lädt Freunde ein zum Grillspass. Die Kinder spielen, die Mütter schwatzen, der Gastgeber feuert den Gartengrill an. Aber noch bevor die erste Cervelat auf dem Pappeller liegt, fährt die Polizei vor. Die Beamten steigen aus, erklären der gemütlichen Runde, ein Mann, wohnhaft im dritten Stockwerk eines Mehrfamilienhauses in der Nachbarschaft, habe sie alarmiert. Der Rauch vom Gartengrill jucke in dessen feinen Nase und verderbe ihm den schönen Abend.

Kann doch nicht sein, enerviert sich der Gastgeber mit der Grillzange in der Hand, der gute Nachbar habe wohl Sichtkontakt zu seinem netten Gartenplätzchen, wohne aber doch mindestens fünfzig Meter Luftlinie entfernt, nie im Leben schleiche der Rauch in dessen Wohnung, beschied er den Beamten. Pflichtbewusst hören sich die Polizisten die Argumente an, schnuppern rund um den Gartengrill und geben dem Herrn in der weissen Schürze recht. Kein Grund das Gartenfest aufzulösen, finden die Beamten, wünschen einen schönen Abend und guten Appetit.

Der gestörte Nachbar fühlt sich von der Polizei nicht ernst genommen, jetzt will er für Recht und Ordnung sorgen. Greift zum Telefon, wählt die Nummer der Friedens-

richterin, nie mehr feuern die ihren Gartengrill an, fordert er. Was der aufgebrachte Mann nicht weiss: Die Friedensrichterin ist zufällig ebenfalls eine Nachbarin, wohnt in gleicher Höhe und in gleicher Distanz zur Grillparty, müsste ergo den Rauch auch in der Wohnung haben. Dem ist aber nicht so. «Da müsste ein rechter Sturm toben, bis wir etwas von diesem Grill riechen», sagt sie dem Nachbarn im Westen und verteidigt den Nachbarn im Osten. Ob er denn auf eine Klage bestehe, fragt sie. Die Faktenlage analysierend lässt er davon ab und hängt auf. So schnell lassen sich Nachbarschaftsstreitigkeiten nicht immer lösen. Oft zerren sich Nachbarn gegenseitig vor den Richter. Zuerst mal vor den Friedensrichter. Die Hitparade der Zuger Friedensrichter:

1. Unbezahlte Rechnungen
2. Ehrverletzungen
3. Nachbarschaftsstreitigkeiten

#### Rettende Plastikplane

Ein anderes Beispiel aus dem grossen Fundus der Nachbarschaftsstreitigkeiten. Da sind etwa jene beiden Herren, die



jahrelang in Freundschaft nebeneinander wohnten. Die Junggesellen nippten dann und wann auch ein Bier miteinander. Du, sagt der eine, ich möchte eine Hecke durch den Garten ziehen, um unsere Grundstücke etwas abzutrennen. Mach nur, sagt der andere, aber mit der Pflege will ich dann nichts zu tun haben. Gesagt, getan.

Das ging solange gut, bis der Heckenpflanzer krank wurde und der Nachbar eine Frau gefunden hat. Die traute Freundschaft der beiden Junggesellen war vorbei. Die Hecke wuchs und wuchs, und als das geschwollene Gebüsch Schatten über die Rosen des verliebten Nachbarn warf, war Schluss mit einstigen Vertrautheit. Aus, fertig, jetzt gehen wir vor den Friedensrichter.

*Ein Haus,  
zwei Haushälften:  
Die Geschichten  
dabinter kann man  
sich vorstellen.*

*Liebliche Rose:  
Wie aus Freunden  
Feinde werden.*

Der zitierte die Streithähne in sein Büro, dort sagten sie sich die Meinung, nachdem sie wochenlang nicht mehr miteinander gesprochen hatten. Dann nahmen alle drei einen Augenschein am corpus delicti, und der schlaue Friedensrichter sah, dass der Kläger eine Plastikplane über den Busch gespannt hat, damit die wuchernden Äste seinen Rosen nicht mehr im Sonnenlicht standen. Das ist es, sagt er den beiden: Lasst einfach den Plastik über dem Busch und wenn der kranke Heckenpflanzler wieder genesen ist, stutzt der den natürlichen Zaun. Vereinbarung unterschrieben, Fall erledigt.

#### Vorladungen, nicht Einladungen

«Man kommt schon weit, wenn man die Leute miteinander sprechen lässt», berichtet die Steinhauser Friedensrichterin Longhina Arnold. Auch wenn sie die verfeindeten Parteien manchmal richtiggehend dazu stossen muss: «Oft schauen sich die Parteivertreter gar nicht in die Augen, wenn sie in mein Büro kommen.» Gut zuhören, nach Lösungen spähen, Kompromisse vorschlagen: Auf diese Weise versucht Longhina Arnold Streitereien zu schlichten. 44 Prozente aller Fälle, die vor die Zuger Friedensrichter gelangen, können von ihnen erledigt werden. Der Rest geht an die höheren Gerichte.

Nicht eingerechnet in die Erfolgsquote sind die Bemühungen Longhina Arnolds, es gar nicht erst zu einer Verhandlung kommen zu lassen. «Ich animiere die Kläger, mit dem Nachbarn zu sprechen und gemeinsam

eine Lösung zu suchen. Denn wenn ich eingreifen muss, dann beginnt ein Verfahren, und der Kläger muss schon mal Geld in die Hand nehmen: Ich verschicke Vorladungen, nicht Einladungen.»

Eine Vorladung bekam auch jener Mann, der in einer Zuger Berggemeinde ein Haus zu bauen plante. Sein zukünftiger Nachbar hatte den Friedensrichter angerufen, weil der Grenzabstand zu seinem Haus um 25 Zentimeter überschritten sei. Unsinn, fand der Bauherr. Der Friedensrichter besuchte den Tatort und kam zum Ergebnis: Grenzabstand um zwölf Zentimeter nicht eingehalten. Der Bauherr kaufte den betreffenden Landstreifen vom Nachbar, gebaut hat er aber nie auf besagter Parzelle. «So einen Nachbarn will ich nicht», sagte er sich.

Der Zaun, der Grenzabstand, der Grillrauch: «Oft sind das nur Vorwände, um dem ungeliebten Nachbar eins auswischen zu können», sagt der Oberägerer Friedensrichter Robert Güntert. Durchschaut er die Beweggründe, wird es einfacher, den Fall gütlich zu lösen. In drei von vier Nachbarschaftsstreitigkeiten gelingt ihm das. Grundsätzlich hat Güntert folgendes feststellt:

1. Je kleiner der finanzielle Betrag, der zur Diskussion steht, desto kleiner die Chance auf eine Einigung. «Dann geht es um das so genannte Prinzip», erklärt Güntert.

2. Bei ganz grossen Beträgen ist der Friedensrichter meist machtlos. «Wenn es um Millionen geht, ziehen die Parteien den Streit vor Gericht.»

3. Je grösser die wirtschaftliche Not, desto mehr Arbeit für die Friedensrichter. Rechnungen können nicht termingerecht beglichen werden, Frustrationen stauen sich auf und schlagen sich in Streitereien nieder.

4. Je kleiner das Dorf ist und je besser der Friedensrichter die Leute kennt, desto besser ist die Chance des Friedensrichters. «Niemand will, dass das ganze Dorf vom Gang vor den Friedensrichter weiss. Obwohl wir den Eid ablegten zu schweigen, glauben uns nicht alle hundertprozentig, dass kein Wörtchen nach draussen geht.»

#### Friedensrichter an der Grenze

Da kommen die Friedensrichter ihrerseits an die Grenzen. Denn die Schweigepflicht nehmen sie ernst, dessen Anwendung ist aber oft heikel, musste Longhina Arnold erfahren: «Ich sitze in einer gemütlichen Runde und das Gespräch fällt auf einen öffentlich bekannten Nachbarschaftsstreit. Sagen darf ich nichts. Aber wenn ich mich ganz bewusst nicht am Gespräch beteilige, ahnen alle, dass ich mehr weiss.» Ihr Rezept: «Ich versuche das Gespräch sanft auf ein anderes Thema zu lenken.»

Zweite Grenze: Das Du. Friedensrichter sind Personen, die engagiert und bestens bekannt sind in den Gemeinden des Kantons Zug. Dumme Situationen entstehen, wenn der Friedensrichter mit der einen Partei per Du ist. Friedensrichter Güntert: «Da meint der andere, ich sei bereits Partei.» Sein Rezept: «Offen ansprechen, dass man sich kennt, aber trotzdem neutral an die Sachen herantritt.»

#### Kleinkariertheit und Rechthaberei

Gute Menschenkenntnis und gesunder Menschenverstand brauchen die Friedensrichter, die nicht hauptberuflich als Schlichter amten: Die Zuger Friedensrichter sind Manager, Ärzte oder Bauern, meist mittelständische, bodenständige Leute. Sie fällen keine Urteile, können nur versuchen, einen Kompromiss zu erreichen. Sie sehen ihre Arbeit als Dienst an der Öffentlichkeit, denn jeder Fall, der nicht nach Zug vors Gericht kommt, spart Steuer-gelder.

Friedensrichter agieren mit einer gewissen Gelassenheit. Und staunen über die Kleinkariertheit und die Rechthaberei der Leute. «Gerade wenn zwei Nachbarn wegen einem läppischen Busch streiten, geht es vielen darum zu zeigen, dass man im Recht ist. Es braucht halt manchmal Überwindung, dem Frieden zuliebe klein beizugeben», sagt Robert Güntert.

Das versuchen die Friedensrichter den Streitparteien immer wieder beizubringen. Mit Erfolg, wie folgende Geschichte beweist: Da verlassen zwei zerstrittene Nachbarn die Verhandlung im Streit. Unter der Türschwelle sagt der Friedensrichter, es sei ja eigentlich schon schade, dass man nicht mehr miteinander auskomme. Da habe er recht, nicken die beiden Streithähne und

der eine sagt spontan zum anderen: «Ich gebe dir dreihundert Stutz, und der Murks ist vergessen.»

Die Geldübergabe fand in der nächsten Beiz statt.



Es sei ein langer und lustiger Abend geworden, berichtet der Friedensrichter.

*Rolf Elsener, Jahrgang 1975, absolvierte nach der Matura in Zug das Medienausbildungszentrum in Luzern. Er arbeitete erst als Gemeinde-, dann als Kantonsredaktor bei der «Neuen Zuger Zeitung». Heute ist er als Redaktor im Ressort Tagesthema bei der «Neuen Luzerner Zeitung» tätig. Er lebt in Oberägeri neben freundlichen Nachbarn.*

*Fertig lustig:  
Jedes Fest gibt einmal  
zu Ende.*

*Personen, welche rechtliche Grenzen überschreiten, werden dafür zum Teil von der Gesellschaft entgrenzt. Ein Frontbericht über Grenzsicherungen und Grenzen aus der ehemaligen Strafanstalt Zug.*

**H**aben Sie Angst? – «Wovor?» – «Wenn Sie hier arbeiten?» – «Höchst selten Angst, aber Respekt vor den Menschen, gegenüber ihren persönlichen Geschichten.»

Strafanstalt Zug, ein Gespräch mit Mitarbeitenden. Vor ein paar Jahren wurde ein Mitarbeiter von hinten niedergeschlagen. So etwas vergisst hier niemand, die Bilder jedoch verblassen. Der Selbstschutz lässt einen immer wieder nach unerwartet kritischen Situationen die mögliche Gefahr der täglichen Arbeit mit der Erfahrung bebildern. Hier werden Menschen gewaltsam festgehalten. Gewalt erzeugt Gegengewalt, das ist ein handfestes, ungeschriebenes physikalisches Gesetz.

Der Begriff Strafanstalt ist ungenau. «Ausgrenzungshaus» – in Anlehnung an das frühere «Siechenhaus» – wäre inhaltlich angepasster. Zum einen sind nämlich rund die Hälfte der Gefangenen nicht verurteilt, somit auch nicht der Strafe wegen hier, sondern abklärungshalber in Untersuchungs- oder Ausschaffungshaft. Auf der anderen Seite fordert das Strafgesetz für Personen, die aufgrund eines Urteils hier leben, eine Betriebsführung mit Blick auf deren Resozialisierung. Auch wenn bei einigen Gefangenen die Wiedereingliederung erst nach einem Rückflug im nahen Osten ihren neuen Anfang nimmt.

«Guten Morgen!» – «Guten Tag, Sie sehen müde aus.» – «Konnte erst um vier Uhr einschlafen.» Schlafmittel, aggressionsdämpfende Medikamente gehören zum Alltag. Die Mitarbeiterschaft verteilt die ärztlich verordneten Pillen dreimal täglich, morgens und mittags Beruhigungsmittel, unter Aufsicht eingenommen, abends Beruhigungs- und Schlafmittel. «Hier, die Medikamente, nehmen Sie sie bitte sofort ein.» – «Danke. Was ist das für eine Tablette?» – «Der Arzt hat ihnen doch erklärt...» – «Ah ja...» Nicht alle Gefangenen brauchen Medikamente, nicht alle Tranquilizer, aber viele.

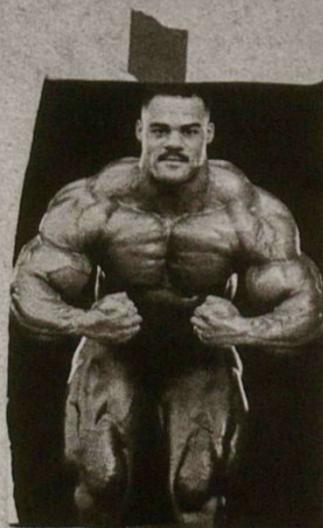
Den Alltag in der Strafanstalt gibt es bei über 300 Eintritten in einem Jahr nicht. Hier kommen und gehen Personen mit den verschiedensten Geschichten ein und aus, immer amtlich bestätigt. Personal und Gefangene halten sich an den Strukturen der Tagesabläufe, die konstante Impulse geben: Aufstehen, Morgenessen, Arbeitsbeginn, Spaziergang im Hof, Pause, Arbeit, Mittagessen, Arbeit, Abendessen. Die behördlichen Verhöre und Anhörungen sind nicht planbar, die Stimmungsschwankungen der Gefangenen und der Mitarbeitenden, Post von aussen, allfällige Besuche und insbesondere die Begegnungen mit anderen Gefangenen und den Mitarbeitenden sind es auch nicht.

Herr E. aus Israel zerlegt in seiner Zelle den Zigarettentabak, nimmt hölzerne Tabakteilchen heraus, legt sie in Zigarettenpapierchen und baut daraus kleine Schiffchen. Seine Finger sind braun, ein Zahn ist ihm ausgefallen, die Zahnpasta sei schuld daran, er bräuchte eine, die entzündungshemmend wirke, daneben trinkt er Kaffee, den er sich auf der Zelle kocht, in rauhen Mengen, raucht Zigaretten, doch den Hinweis, dass dies nicht gerade entzündungshemmend sei, überhört er hinter Papierbergen: Er schreibt Nichtigkeitsbeschwerden ans Bundesgericht, stapelweise Papier über seinen Fall, den er gerne erläutert. Es bleibt nichts anderes, als ihn immer wieder an die zuständigen Stellen zu verweisen. Hier ist sein «Hotel», das ihn auf Zeit beheimatet, nicht seinen Fall beurteilt. Man bringt Herrn E. kaum aus der Zelle, und wenn er sie zwangsläufig wegen Gesprächsterminen verlassen muss, soll sie abgeschlossen werden, damit nichts von seinen Papierstapeln wegkomme. Nach drei Monaten Aufenthalt in der Zelle – die er für den Spaziergang nicht verlassen will, weil er einen Komplott von

Mitgefangenen und Mitarbeitenden samt kantonalen Behörden fürchtet – kommt er kurz vor

*In der Stille der Zelle:  
lautstarkes Bild im  
(gewesenen)  
Gefängnis Zug.*

*Schlüsselfaktor:  
ein Sammelstück  
aus der Zeit  
der Holztüren.*





*Leibliche Bedürfnisse:  
Auch gefangene  
Männer sind Männer.*

seinem Rückflug nach Israel hinaus in die Sonne, in den Garten. Die Vögel zwitschern, er übersetzt den Inhalt ihres Zwitschern, das Gespräch über das Haus Salomons, auch über den Untergang der abendländischen Strukturen; dann lacht Herr E., weil die Vögel ihm etwas Lustiges erzählen. Mit einem Mal ist klar: Die Vögel erzählen sich Neuigkeiten, bloss diese zu übersetzen, sind nicht alle Menschen imstande.

### Verwischt und überdeckt

Der aus dem Jahre 1883 stammende, stolze Bau des Zuger Architekten Dagobert Keiser steht heute nicht mehr. Die Strafanstalt an der Aa wurde im Mai 2001 abgerissen, das äussere Erscheinungsbild ist weg, was bleibt sind Bilder in quasi virtuellen Welten, Szenen der Begegnungen ganz sicher, Momente vor kahlen, verputzten und zum Teil beschriebenen Wänden, Postkarten und Poster, der Geruch unrasierter Haut, verwehter Schweiß, Prahlereien aus der Männergruppe im feuchten Spazierhof, Frauenzank. Die Erinnerungen sind teilweise verwischt und überdeckt von eigenen anderen Erfahrungen, und dennoch haften sie an den Steinen, die von mächtiger Baggerhand auf Lastwagen verladen wurden.

Grenzen in der Strafanstalt sind im Alltag vor allem unsichtbar, die Stacheldrähte auf den Mauern, die Mauern selber, die Gitterstäbe und schweren Metalltüren, die massiven Granitstiegentritte, die dicken Wände, die elektronischen Geräte am Gurt der Mitarbeiter: Sie gehören zum Alltag und werden übersehen.

«Ich will hinaus, lassen Sie mich hinaus, ich halte es hier nicht mehr aus, bitte, lassen Sie mich raus.» Die Stimme im Hörer, verbunden mit der Gegenprechanlage in der Zelle, ist so verzweifelt, dass die Notschaltung auf das Pikett-Natel nicht begründet werden muss. Was ist, wenn jemand keinen Ausweg mehr sieht, als die blanken Nerven zu zeigen. «Warten Sie, es kommt jemand vorbei.» Ein Mitarbeiter alleine macht die Zellentüre nicht auf, dies ist zu unberechenbar («ein Mann ist kein Mann»), bloss die Eskalation. Durch das kleine metallene Fenster hindurch können Gespräche geführt werden, durch sie hindurch wird auch das Essen gegeben. Das Essen wurde tausendfach von den Gefangenen gerühmt, es mundet, zweimal pro Tag warme Nahrung, gutbürgerliche Menüs, fernöstliche Küche, auch Menüs aus dem Nahen Osten. «Es wäre besser, die Gefangenen bekämen nicht so gutes Essen, dann würden sie bei den Verhören gesprächsbereiter.» – «Es ist besser, sie essen gut: Einsperren genügt.» Eine Gruppe Schwarzer in der Ausschaffungshaft bekommt auf Wunsch täglich trockenen Reis gekocht, Milchprodukte seien ungeeignet.

Im Keller steht, zwischen verschiedenen Kraftgeräten wie Turm, Hanteln, Gewichten

und Liege neben einem Billardtisch ein Flipperkasten, bei dem man, schlägt man kräftig mit der Hand dagegen, Freispiele herausholen kann. An den Wänden sind verschiedene Bilder von Muskelmännern beim Posieren, beim Stemmen, Drücken und Anspannen der Muskeln angeheftet, kräftige Männer mit Schnauz, Tigerblick und Fleisch am Knochen, und unten am Bild der farbige Name des Magazins, woraus die Bilder entnommen sind. Und in den Zellen die Bilder von atemberaubenden Frauen, oben ohne, zum Teil auch unten ohne oder mit knappen Höschen bekleidet, an der Innenseite der Schranktüre, oder offen über dem Bett. Im Vorraum zur Dusche liegen in einem Plastikgefäss Kondome zum Gebrauch bereit. Auf dem Besuchszimmertisch seien sich Paare immer wieder intim begegnet, im Rhythmus der Besuchsbewilligungen. Im Kopf sind Begegnungen häufiger möglich.

Genau so wenig, wie es die klare Abgrenzung zum Jetzt gibt – wo man nicht sicher ist, ob man schon in der Zukunft lebt, oder ob die Vergangenheit einen noch nicht freigegeben hat –, gibt es die klare Abgrenzung im Alltag: Es ist immer anders, immer vieldeutiger als es dargestellt wird. Hinten im Keller, gegenüber von den Kraftgeräten, sind die beiden Disziplinar-, Arrest- und auch Ausnüchterungszellen, eine einfache Matratze auf dem im Boden verankerten Bettgestell aus Beton und Metall oder nur Beton, in einer Ecke,

vorne, das Stehklosett, ein Drücker an der Wand für die Spülung, einer für kaltes Wasser. Eine festmontierte Ablage. An der Decke, hinter Panzerglas eine Kamera und ein Licht, das von Aussen bedient werden kann.

Einer von den unzähligen Gefangenen, die hier über hundert Jahre diszipliniert wurden, war der junge, knapp 20-jährige Türke, der für zehn Tage hier untergebracht war, nachdem er versucht hatte, in der Anstalt Brand zu legen. Normale Körperhaltung, vielleicht etwas angespannt, «Si chönd mich scho da ine tue, da lach ich drüber», und er werde diese Zelle unter Wasser setzen, worauf er alles Stoffliche bis auf die Unterhose herauszugeben hatte, damit keine Überschwemmung möglich ist. Ohne Matratze schlief er schlecht, am nächsten Tag versprach er, keine Überschwemmung zu veranstalten, worauf ihm sein Trainingsanzug, Bücher zur Vorbereitung einer schulischen Prüfung sowie die Matratze wieder hineingegeben wurde. Während der ganzen Zeit nimmt er sporadisch Medikamente gegen seine psychiatrisch diagnostizierte Manie. Die Möglichkeit zur Zwangsmedikation besteht nicht im Gefängnis. Die Disziplinarstrafe wurde deshalb gefällt, weil er Mitarbeiterschaft und die anderen Insassen durch die Brandlegung bewusst in Lebensgefahr gebracht hatte. Ausserdem wollte er den Moment der Verwirrung nutzen, um zu fliehen; die Vorbereitungen waren jedoch schlecht getroffen.

*Spiel und Sport:  
ein Versuch des  
Alltags in der  
Ausnahmesituation.*

### Grillieren wie im Männerheim

Wenn es abends warm war, konnten die Vollzugsgefangenen beim Garten grillieren. Es werden Sprüche geklopft, zwischen Mückenschwärmen beim Eindunkeln Federball gespielt, den Fliegern im Himmel nachgeschaut, wie sie ihre Wege Richtung Süden ziehen. Und der unvollendeten Aufforderung der Mitarbeiter, es sei jetzt Zeit, wird ohne Umschweife nachgekommen, indem die Gefangenen auf ihre Zellen gehen. Die schweren eisernen Gitter fallen in den Rahmen, die Schlüssel klicken im Schloss, die Zellentüren werden verriegelt, nachdem der Mitarbeiter gute Nacht gewünscht hat, wie in einem Männerheim, wo sich Kollegen immer wieder begegnen und entfernen.

Verschämt schauten die drei Mongolinen zu Boden, als sie – mit teuren Reisekoffern befrachtet – von der Polizei zur Ausschaffungshaft eingeliefert wurden. Die Natels in die Effektenkästen verstaut, ein paar wenige Brocken Deutsch, die eine beklagt sich über Bauchschmerzen, zu dritt werden sie in ihre Zelle gebracht. Frauen dürfen keinen Kontakt zu männlichen Gefangenen haben, die Mitarbeiter begegnen ihnen stets zu zweit, damit keine verhängliche Situation entstehen kann. Noch nicht so lange, da wurde einer eines – unberechtigten,



wie er beteuert – persönlichen Übergriffes bezichtigt. Die Mongolin wird zur Arztvisite gebracht, die Diagnose lautet auf Nervosität.

Was hinter Schloss und Riegel geschieht, soll im Bewusstsein der Öffentlichkeit geschehen. Alle Besuche, die erlaubt sind, sollen stattfinden. In der Regel ein Besuch pro Woche, unbeschränkte Briefpost, unbeschränkte Telefone – mindestens bei den verurteilten Gefangenen. Die Psychiatrie hat sich im letzten Jahrzehnt aus der Isolation befreit, der Strafvollzug steckt diesbezüglich noch in den Kinderschuhen.

Am letzten Abend in der alten Anstalt, nach drei Tagen offener Türen mit 5 000 Besuchern, da warf ein Mitarbeiter unter Ausschluss der Öffentlichkeit eine leere Flasche in eine Zelle. Es folgten weitere Flaschen von anderen Mitarbeitern. Die Flaschen zersprangen an den Wänden und in den Scheiben. «Wir haben viel gelitten.» – «Worunter?» Ja, worunter denn?

*Patrick Cotti, Jahrgang 1962, lic. phil. I, leitet seit November 1999 die Kantonale Strafanstalt in Zug.*

*Im Frühling 2001 wurde die alte Strafanstalt aus dem Jahr 1883 abgebrochen.*

*An ihrer Stelle entsteht ein neues Gefängnis mit 39 Plätzen für männliche und weibliche Gefangene in Untersuchungs- und Ausschaffungshaft sowie im Strafvollzug nach der Verurteilung.*



**U n s i c h t b a r e   G r e n z e n**



*Die religiösen und konfessionellen Grenzen im Kanton Zug waren prägend, verschwimmen aber zusehends. Das birgt ein grosses Potential für spannende Grenzöffnungen.*

Im Zeitalter der Globalisierung und der sich rasant wandelnden Informations- und Kommunikationstechnik begegnen sich zwei alte Welten neu: Zum einen die Welt der Wirtschaft und des Handels, zum andern die Welt der Religion und der Kultur. Eine neue integrale Welt des Austauschs, des zwischenmenschlichen Umgangs und des Dialogs ist im Entstehen begriffen. In dieser Entwicklung nimmt sich der Kanton Zug mit seiner Bündelung von internationalen Firmenniederlassungen und vernetzten Kontakten im Welthandel wie ein Mikrokosmos im globalen Makrokosmos aus. Die alten religiösen und konfessionellen Grenzen, deren Geschichte hier nicht aufgerollt werden kann, bleiben davon nicht unberührt. Sie verändern sich, weichen zurück und werden durchlässig. Der gegenwärtige Gesellschaftswandel nimmt ihnen das ehemals Starre, Festgefügte. Das löst innerhalb der Kirchen und Religionsgemeinschaften zwar oft ein Gefühl der Verunsicherung aus, was wiederum neue Abgrenzungen nach aussen zur Folge hat. Doch im allgemeinen verlieren die traditionellen religiösen Grenzen und Regeln in beschleunigter Weise ihr früheres Gewicht. Von aussen betrachtet werden die Religionen und Konfessionen zunehmend nur noch statistisch erfasst. Darauf sei hier kurz eingegangen.

*Einkaufszentrum  
Metalli:  
Tempel der Moderne.*

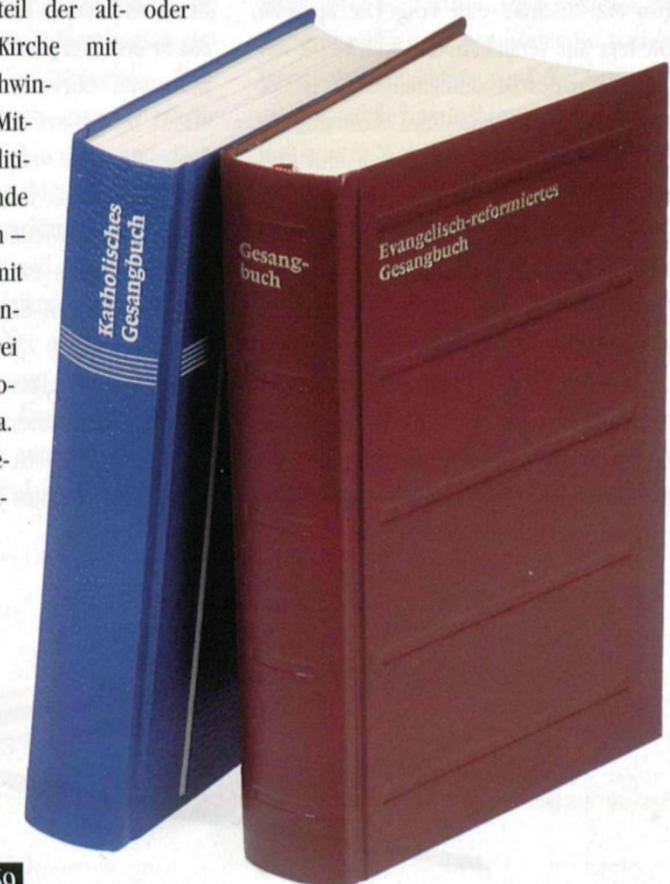
Rein äusserlich gesehen hat der Kanton Zug als kleiner, überblickbarer Stand mit seinem grossmehrheitlich katholischen Bevölkerungsanteil von 65,5 Prozent seine angestammten religiösen und kulturellen Traditionen zwar bewahrt, jedoch in den vergangenen 20 Jahren katholischerseits einen Schwund der Kirchenmitglieder von 10 Prozent hinnehmen müssen. Die Protestanten bilden mit ihren 17,5 Prozent eine ansehnliche Minderheit, jedoch hierzulande eine vergleichsweise junge Konfession. Erst mit der beginnenden Industrialisierung haben sie im Kanton Zug Fuss gefasst und 1863 in Baar die protestantische Kirchgemeinde gegründet. Bis ins Jahr 1984 wuchs sie zusehends, um dann aber bis heute zu stagnieren. Demgegenüber ist der Bevölkerungsanteil der alt- oder christkatholischen Kirche mit 0,05 Prozent verschwindend klein. Bei den Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde – ihr Sitz ist in Zürich – ist der Prozentsatz mit 0,16 kaum höher. Hingegen ist von den drei grossen Schriftreligionen der Islam mit ca. 4 Prozent Bevölkerungsanteil die dritt-

*Gesangbücher:  
je eines für die  
Katholiken und eines  
für die Reformierten.*

grösste Religionsgemeinschaft in unserem Kanton. Zu den verbleibenden 13 Prozent gehören in erster Linie diejenigen Menschen, die sich als konfessionslos bezeichnen. Die internationale Zusammensetzung der Zuger Bevölkerung bringt es allerdings mit sich, dass auch Buddhisten und Hindus unter uns leben.

*Entgrenzung –  
der Tempel der Moderne*

Die hohen Arkaden des Einkaufszentrums «Metalli» wirken fast magisch anziehend auf die vielen Menschen, die durch die Zuger Neustadt bummeln. Was suchen diese Menschen? Sie sehnen sich nach einer heilen Welt, nach einem Ruhepunkt im Strom der flüchtigen Zeit.



Sie kaufen ja nicht nur, sie schlendern entlang an glitzernden Schaufensterfronten, stöbern hier und dort in den Waren, hören in den CD-Ecken Musik, pausieren bei einem Kaffee an einem der Tische, die sich in der Mitte des Zentrums rund um den beruhigend, in schon fast meditativem Rhythmus plätschernden Brunnen gruppieren. Kaufen und schauen, am schönen Schein, an Formen und Farben, an der Mode teilhaben, sich mit Freundinnen und Freunden treffen, schäkern und plaudern und sich entspannen: All dies geschieht unter ein und demselben weitläufigen Arkadendach der Einkaufskathedrale. Es ist der Ort, wo sich die weite Welt zeigt und die verschiedenen Kulturen geballt aufeinandertreffen, im ungetrübten Nebeneinander und manchmal auch im freundlichen Miteinander. Kulturelle oder gar religiöse Grenzen sind in diesem Tempel der Moderne kaum auszumachen. Sie bleiben verdeckt im bunten Gemisch der Elemente von Markt, Spiel und Fest. Die Sprache, die hier alle verstehen, und welche die einzige Kultur des Zusammenhaltes ist, ist diejenige der Werbung und des Marketings. Und doch gehen die religiösen und konfessionellen Grenzen unterschwellig und unbewusst mit den Menschen mit, als Gebräuche, Erinnerungen, Familiengeschichten. An den Grenzen und Übergängen des Lebens brechen sie auf und werden wieder lebendig, in rituellen Handlungen, in gottesdienstlichen Gefässen. So ist zu fragen: Was ist dann Religion und was Konfession?

### Religion – ein allgemeiner Sammelbegriff

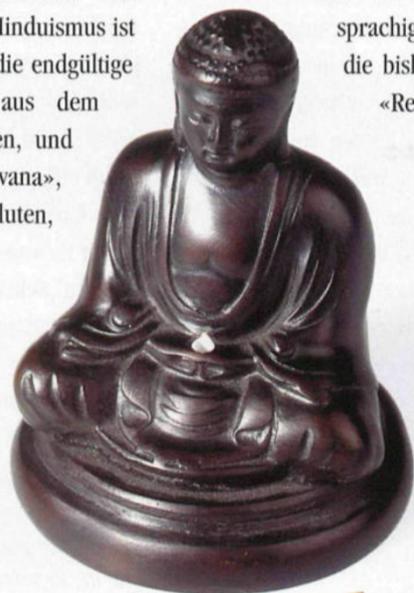
Trotz aller Verschiedenheit lässt sich in den Religionen ein Grundmuster erkennen: Am Anfang aller Religion steht eine Erschütterung. Sie entspringt aus der Erfahrung der Endlichkeit und der Fragwürdigkeit der Welt. Der Mensch wird sich dabei bewusst, dass er nicht aus sich selbst lebt. Das erzeugt in ihm, wie es der protestantische Theologe Friedrich Schleiermacher vor 200 Jahren prägnant auf den Begriff gebracht hat, das «Gefühl einer schlechthinigen Abhängigkeit». Darin kreuzen sich zwei Grunderfahrungen. Negativ ist es die Erfahrung des Leidens im Leben und der Widerständigkeit der Welt. Diese Erfahrung weckt umgekehrt die Sehnsucht nach dem Guten, Vollen und Ganzen, die Hoffnung auf Rettung und Erneuerung. Nimmt man beide Grunderfahrungen – das Leiden und das Hoffen – zusammen, so überwiegt die hoffende Tendenz vom Unheilvollen, Bruchstückhaften zum Rettenden, Ganzen, das in den drei grossen Schriftreligionen – Judentum, Christentum und Islam – als «Gott» bezeichnet wird. Im Hinduismus ist dieses Rettende «Moksha», die endgültige Befreiung und Erlösung aus dem Kreislauf der Wiedergeburten, und im Buddhismus ist es «Nirvana», das Einssein mit dem Absoluten, Transzendenten.

Ohne zu werten, lässt sich zusammenfassend sagen: Überall ist der Mensch mit Mächten

konfrontiert, die sich seiner Kontrolle entziehen. Er muss dem Unkontrollierbaren eine Form geben, mit der sich umgehen lässt. Das können Riten und Symbole sein, aber auch die Sprache, die das Unkontrollierbare benennt und ihm sich darin nähert, ohne es in seiner Mächtigkeit zu tangieren.

### Konfession – ein christlicher Unterbegriff

Die Entstehungsgeschichte der Konfessionen, wie man sie heute kennt, geht – einmal abgesehen vom grossen Schisma zwischen der Ost- und der Westkirche im 11. Jahrhundert – auf die im 16. Jahrhundert als Folge der Reformation eingetretene Kirchenspaltung zurück. Jede sich von Rom distanzierende kirchliche Gruppierung geriet in Legitimationszwang. Man musste die eigenen Positionen begründen, dies in einer «Konfession», was – vom lateinischen «confessio» entlehnt – so viel wie «Bekenntnis» bedeutet. Darin wird das Glaubensverständnis zusammengefasst. Erst im 19. Jahrhundert wurde es im deutschsprachigen Raum üblich, die bisherigen christlichen «Religionsparteien» als



Konfessionen zu bezeichnen. Die Konfessionen interpretieren mit ihren Sondertraditionen und Unterscheidungslehren den christlichen Glaubensbestand auf ihre je eigene Weise und heben sich dabei von anderen Glaubensgemeinschaften ab. An die Einheit einer einzigen Kirche ist in der Folge nicht zu denken. In Wirklichkeit hat es eine solche kirchliche Einheit, die «una sancta ecclesia», in aufweisbar institutioneller Form gar nie gegeben.

Die Vielfalt der christlichen Glaubensrichtungen hat sich bereits zur Zeit der Entstehung des Neuen Testaments herausgebildet. Das Christentum ist nicht in dem Augenblick entstanden, in welchem Jesus von Nazareth geboren wurde. Die Anfänge des Christentums gehen auf die Zeit nach der Kreuzigung Jesu zurück. Das Leben und das Sterben Jesu musste damals neu gedeutet werden. Dabei wurden bei der Niederschrift der neutestamentlichen Traditionen zahlreiche nebeneinander herlaufende, auch voneinander abweichende Überlieferungsstränge mit jeweils eigener theologischer Aussage aufgenommen und zusätzlich interpretatorisch redigiert. So gab es bereits in neutestamentlicher Zeit verschiedene Glaubensrichtungen, welche die Überlieferungen von Jesus gemäss ihrer je eigenen, geschichtlich bedingten Herkunft und Hoffnung deuteten. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die unterschiedlichen Wahrheitsperspektiven der Konfessionen sind theologisch im jeweiligen Gesamtverständnis des Glaubens begründet. Dabei muss

es sich nicht von vornherein um Gegensätze handeln, die sich ausschliessen. Doch die Vorstellungen über die Einheit der Kirche gehen zu sehr auseinander, als dass sich eine Einheit, wie sie insbesondere der römisch-katholischen Kirche vorschwebt, erzielen liesse. Deshalb spricht man heute lieber von der Einheit in der Vielfalt. Denn – theologisch gesprochen – ist Gottes Stimme nur in einem vielfachen Echo menschlicher Stimmen vernehmbar.

### Abgrenzung – Angst vor Identitätsverlust

Ursprünglich waren die religiösen Weltbilder geistiges Gut einer Gemeinschaft und inhaltlicher Ausdruck eines gemeinsamen Symbolsystems. Das hat sich seit der Aufklärung entscheidend geändert. Die religiöse Orientierung ist im abendländisch-christlichen Kulturraum zunehmend von der Gemeinschaft auf das Individuum übergegangen. Parallel dazu haben die literarhistorische und religionsgeschichtliche Erforschung der biblischen Texte sowie die historisch-wissenschaftliche Durchleuchtung der Kirchen- und Dogmengeschichte gewaltige Fortschritte gemacht. Diese Entwicklung in Richtung Wissenschaftsfreiheit und Individualismus hat in traditionell denkenden kirchlichen Kreisen Verunsicherung und Unruhe ausgelöst. Die Angst vor Identitätsverlust ist latent vorhanden. Entsprechende konfessionelle und gar innerkirchliche Abgrenzungen sind die Folge.

In dieser Hinsicht ist im Kanton Zug – wie in der ganzen Schweiz – auf katholischer Seite die Bewegung «Pro Ecclesia» zu erwähnen. Sie möchte das Rad der Geschichte zurückdrehen und das Festhalten an den von der römisch-katholischen Amtskirche hierarchisch verordneten Lehrsätzen fördern. Einem Mitglied dieser Bewegung erzählte ich vor geraumer Zeit begeistert von meinen guten Erfahrungen in der ökumenischen Zusammenarbeit. Der freundliche Gesprächspartner ging darauf nicht ein und wechselte höflich das Thema.

Auf evangelischer Seite steht an der Zugerstrasse in Baar ein unübersehbares Gebäude mit der von weitem sichtbaren Aufschrift «Christlicher Treffpunkt Zug». Dieser Treffpunkt wird von der «BewegungPlus», der einstigen Gemeinde für Urchristentum – einer Freikirche – betrieben. Es gibt mehrere Freikirchen in unserem Kanton. Sie alle beziehen sich auf die evangelikale «Lausanner Verpflichtung», welche im Jahre 1974 vom «Lausanner Kongress für Weltevangalisation» verabschiedet wurde. In dieser Verpflichtung wird das Festhalten an der «göttlichen Inspiration, der gewissmachenden Wahrheit und Autorität der alt- und neutestamentlichen Schriften in ihrer Gesamtheit als dem einzigen geschriebenen Wort Gottes» zur Maxime gemacht. Dieses Wort Gottes «ist ohne Irrtum in allem, was es bekräftigt, und ist der einzige unfehlbare Massstab des Glaubens und des Lebens.» An diesem Punkt eines fundamentalistisch anmutenden Glaubens an die göttliche Verbalinspiration der Bibel wird

Buddha im Westentaschenformat: Patchwork der Religionen.



**Thomas B. erlebt plötzlich eine Realität, die nur er kennt, eine ver-rückte Wahrnehmungsebene, die ihn zum psychisch Kranken macht. Ein authentisches Beispiel einer psychischen Erkrankung.**

**A**lles läuft rund. Thomas B.\* hat sein Studium erfolgreich abgeschlossen. Er hat einen guten Job mit Aufstiegsmöglichkeit. Er lebt in einer harmonischen Beziehung, ist von seiner Geburtsstadt Zug weg ins Ägerital gezogen. Er hat gute Freunde. Treibt Sport, fährt Motorrad, verbringt viel Zeit auf dem Zugersee, in seinem Boot oder auf dem Surfbrett. Er geht gern aus; zu einem Jass in die Beiz, zu einem gediegenen Essen ins gepflegte Restaurant. Oder in den Burgbachkeller, ins Casino, ins Kino. Er mag Konzerte, Feste, die Baarer Fasnacht. Bei jedem Heimspiel des EVZ fiebert er auf der Stehrampe mit. Das Glück ist perfekt, als das Wunschkind geboren wird. Thomas genießt es, zu leben. Er ist beliebt, in seinem privaten Umfeld wie am Arbeitsplatz. Man schätzt seine Spontanität, seine Hilfsbereitschaft, seine Intelligenz, seine Sensibilität.

Thomas B. ist 30 Jahre alt, als er krank wird. Sein Bewusstsein verändert sich. Zur normalen Realität gesellt sich eine zweite Erfahrungswelt, eine Welt, in die ihm niemand folgen kann. Er schläft nicht mehr, fühlt sich bedroht. Er hört Stimmen. Auf andere wirkt er desinteressiert. Er hat Mühe, sich zu konzentrieren, redet entweder gar nicht oder stundenlang ohne Unterbruch. Schliesslich verliert er den

Bezug zur «normalen» Realität: Thomas B. durchbricht die Grenze der Normalität zum Wahnsinn.

*Musik. Laute Musik. Immer lauter, lauter, lauter. Es hilft nicht, die Stimme ist noch immer da. Ich will sie nicht hören. Sie ist in meinem Kopf. Rausgeben soll ich, hinauf auf den Hügel. Das sagt die Stimme. Immer wieder. Ich muss gehorchen. Es ist dunkel. Eiskalt. Schnee, viel Schnee. Ich rutsche aus, falle. Weiter, sagt die Stimme, geh weiter, Du musst auf den Hügel. Dann bist Du sicher.*

Halluzinationen sind ein typisches Erscheinungsbild bei einer psychotischen Erkrankung. Häufig hören Patienten eine oder mehrere Stimmen, die auf sie einreden. Ernst zu nehmen sind Stimmen, die Handlungsanweisungen erteilen. Unter dem Einfluss solcher imperativer Stimmen kann es zu selbstschädigenden Verhaltensweisen kommen.

*Angst. Ich habe Angst. Ich fühle die Bedrohung immer stärker, immer, überall. Ich vertraue niemandem. Es ist gefährlich, ins Geschäft zu gehen. Die führen etwas im Schilde. In London ist ein Taxi-mord verübt worden, sagt mir die Stimme aus dem Autoradio. Aba, man will mich also warnen, ich bin tatsächlich in Gefahr. Ich wende den Wagen, wähle eine andere Route. Da erwischt er mich nicht*

*so schnell. Oder doch? Ich flüchte zu meiner Mutter. Sie tut, als wüsste sie nicht, dass ich in Gefahr bin. Da ist keine Hilfe zu erwarten. Weiter, in die Kirche. Fühle mich auch hier nicht sicher. Ich muss ins Geschäft. Der Chef sagt, der Kurs sei abgesetzt: zu wenig Anmeldungen. Ich durchschaue ihn: Die Teilnehmer wurden umgebracht, er will nur nicht sagen. Und bald bin ich dran. Ich weiss, der Mann im Sitzungszimmer, der dort oben am Tisch, das ist Gott. Ich stehe vor dem Jüngsten Gericht. Gott fragt nach meiner Telefonnummer. Ich kenne sie nicht.*

Psychotisch erkrankte Menschen sind überzeugt, dass etwas Unheimliches im Gange sei. Dies führen sie auf Ereignisse zurück, die für Aussenstehende nicht nachvollziehbar sind. Zufällige und belanglos wirkende Verhaltensweisen von Mitmenschen werden als untrügliche Beweise für die Richtigkeit längst gehegter Befürchtungen empfunden. Typischerweise haben die Patienten kein Bedürfnis, den Wahrheitsgehalt ihrer Beobachtungen zu überprüfen; die Richtigkeit der abgeleiteten Schlüsse steht für sie ausser Zweifel.

*Lasst mich in Ruhe. Fasst mich nicht an. Ich habe Angst, trete, schlage. Die anderen sind stärker. Angst, Angst, Angst. Ein Auto, eine Treppe. Nein, nein, lasst mich los.*

*Konturen  
verschwimmen:  
Die Krankheit schafft  
neue Realitäten.*

Lebensnotwendig:  
Psychopharmaka helfen zu stabilisieren.



*Ein fremder Mann. Niemand hilft mir. Keine Spritze, nein, ich will nicht, nicht, nicht. Die Spritze piekst – aus.*

Psychotische Menschen sind in der Regel weder aggressiv noch gewalttätig. Es kann jedoch vorkommen, dass sich Patienten derart bedroht fühlen, dass sie sich in vermeintlichem Selbstschutz verzweifelt zur Wehr setzen.

*Geräusche. Ich liege in einem Auto. Es ist ein Krankenwagen. Aus. Ein Bett, gelbe kable Wände. Gitterstäbe. Die haben mich ins Gefängnis gesteckt.*

Thomas B. liegt im Wachsaal, dem «gelben Haus» in der Psychiatrischen Klinik Oberwil. Die Diagnose: Schizophrenie.

Das Wort «schizophren» kommt aus dem Griechischen und bedeutet «Spaltung der Seele». Es beschreibt die Tatsache, dass schizophrene Erkrankte zwei Wirklichkeiten kennen. Die reale Wirklichkeit, die dem normalen Verständnis und Empfinden des Durchschnittsmenschen entspricht. In ihrer zweiten Wirklichkeit nehmen kranke Menschen Sinneseindrücke wahr, die Gesunde nicht nachvollziehen können.

*Müde. Ich bin unbeschreiblich müde. Was passiert mit mir? Mein Kopf, mein Verstand ... ich weiss, ich denke nicht mehr richtig. Ich bin in der Psychiatrie. Vollgepumpt mit Psychopharmaka. Und einsam. Allein mit fremden Menschen in*

*einer fremden Welt. Ich bin nicht mehr ich. Ein einsamer Verrückter, mitten unter andern einsamen Verrückten.*

Der Begriff «verrückt» deutet an, dass das Wahrnehmungsvermögen des Erkrankten vom normalen Empfinden weggerückt, eben ver-rückt ist.

Nach drei Wochen wird Thomas B. entlassen. Die Medikamente werden abgesetzt. Es geht ihm nicht gut. Er wirkt apathisch. Reden mag er nicht. Gesprächen kann er nicht folgen. Er liegt im Bett, zittert. Vor Angst, und wegen der Kälte, die ihn gepackt hat. Ein Tag nach der Heimkehr geht er freiwillig in die Klinik zurück.

*Ich spüre den Tod in mir drin. Er schleicht durch meine Glieder, macht mich eiskalt. Ich will nicht sterben. Noch lebe ich, aber sobald ich die Augen öffne, bin ich tot.*

Nach Abklingen der akuten Erkrankungsphase besteht ein sehr hohes Wiedererkrankungsrisiko. Ohne medikamentösen Schutz erleiden 70 bis 80 Prozent aller Patientinnen und Patienten im ersten Jahr nach der Entlassung einen Rückfall. Durch

eine neuroleptische Langzeitmedikation kann die Wiedererkrankungsrate auf 10 bis 20 Prozent gesenkt werden.

Drei Monate später kehrt Thomas B. nach Hause zurück. Es geht ihm

besser. Er denkt wieder normal. Die zweite Wirklichkeit ist verschwunden. Aber er ist ein anderer geworden. Geprägt von seinen Erlebnissen während der Psychose, erfüllt von Angst, dass «es» wieder passiert. Ein Psychopharmaka soll den Rückfall verhindern. Das starke Neuroleptikum hat Nebenwirkungen.

*Ich bin müde. Fühle nichts. Kein Lachen. Kein Weinen. Leere.*

Der dämpfende Effekt von Neuroleptika kann sich belastend auf die Gemütsverfassung auswirken. Hinweise dafür sind – neben einem starken Parkinoid (Muskelsteifigkeit) – Müdigkeit, Lustlosigkeit, Kraftlosigkeit und Interesseneinbusse. Depressionen sind für Patienten, die an einer Psychose leiden, äusserst schwer auszuhalten und durch eigene Willensanstrengung kaum beeinflussbar. Oft wird der Einsatz von Antidepressiva notwendig.

Ein Jahr später werden die Medikamente schrittweise abgesetzt. Die Behandlung beim Psychiater ist abgeschlossen. Es geht aufwärts. Thomas B. spürt sich wieder. Nach einigen Monaten ist er leistungsfähig, pflegt Kontakte, geht aus. Liebe, Freude, Trauer, Wut – nach langer Zeit sind wieder Gefühle da. Die Leidenszeit ist zu Ende.

Ein Jahr später: Der nächste psychotische Schub.

Knapp ein Fünftel der Patienten erleidet nur einmal eine psychotische Erkrankung. Bei etwa der Hälfte der Erkrankten treten immer wieder neue Schübe auf, die aber jedesmal wieder abklingen. Die verbleibenden 20 bis 30 Prozent haben erhebliche Schwierigkeiten, sich vollständig zu erholen.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten gibt es kein einheitliches Erscheinungsbild der Psychosen, die zum schizophrenen Formenkreis gehören. Jeder Patient hat aufgrund seiner Persönlichkeit und seiner eigenen Lebensgeschichte seine typische, unverwechselbare Ausprägung der Erkrankung. Bei wiederholtem Auftreten einer Psychose kann sich diese bei der gleichen Person jedesmal anders äussern.

15 Jahre danach. Thomas B. hat gute Zeiten erlebt. Ab und zu. Er hat auch drei Klinikaufenthalte in Oberwil, ein Dutzend Psychosen mit unterschiedlichem Verlauf, dazu schwere Depressionen durchlitten.

Im Verlauf der Jahre hat Thomas B. gelernt, seine Krankheit zu akzeptieren. Und seine Kräfte einzuteilen. Viel liegt nicht drin: Arbeit, Familie. Punkt. Menschen geht er aus dem Weg.

*Es ist schwer auszuhalten, im Bus, im Einkaufszentrum, während einer Sitzung, im Restaurant. Stimmen vorn und hinten, Bilder, Farben, undefinierbare Geräusche, es prasselt auf mich ein, ich weiss nicht, wo ich hinsehen, wo ich binhören muss. Ich werde unruhig, die*

*Hände werden feucht. Es dröbnt in meinem Kopf. Ich muss raus.*

Reizüberflutung führt zu einer erheblichen Störung der Informationsaufnahme und der Informationsverarbeitung. Viele Patienten versuchen sich zu schützen, indem sie sich abkapseln, zurückziehen, alles vermeiden, was diesen inneren Erlebnissturm weiter anheizen könnte.

Er fährt nicht mehr Auto. Läuft nicht mehr Ski. Geht nie aus. Hat Boot und Surfbrett verkauft. Die Ferien verbringt er zu Hause. Jahrelang verlässt er den Kanton Zug nicht mehr. Bei der Arbeit läuft's mal besser, mal schlechter. Das Selbstbewusstsein ist dahin. Angst beherrscht sein Leben. Jeder Tag ist ein Kampf. Das Leben strengt an.

Erfahrene und gut informierte Betroffene, die die Grenzen ihrer Belastbarkeit genau kennen, ziehen sich bei drohender Überreizung und Überflutung durch zu viele Eindrücke rechtzeitig zurück, um sich zu schützen. Damit können sie einen wesentlichen Beitrag zur Gesunderhaltung leisten. Seit vier Jahren ist Thomas B's Gesundheitszustand stabil. Er schluckt

täglich Medikamente, braucht viel Schlaf. Er arbeitet 50 Prozent – seine Stelle in einer international bekannten Zuger Firma konnte er behalten: Seine Vorgesetzten haben viel Verständnis bewiesen und ihn stets unterstützt. Ausserdem bezieht er eine IV-Rente. Hin und wieder geht

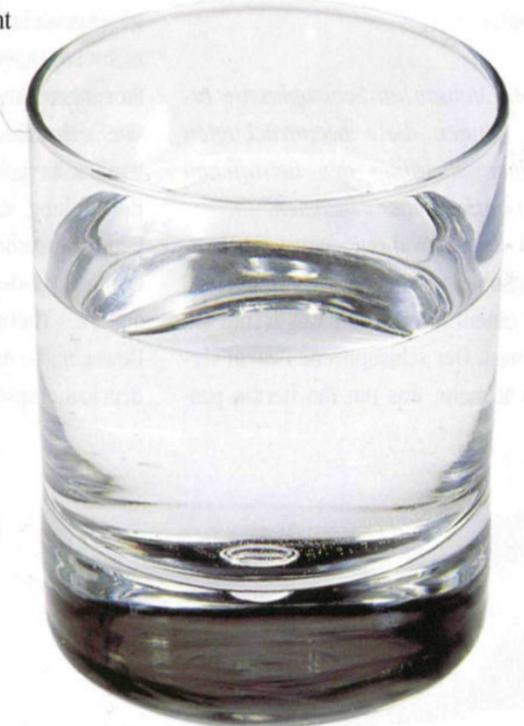
er aus, oft ist er mit dem Velo unterwegs, und er fährt wieder Ski. Getraut sich, in die Ferien zu fahren. Jeder kleine Erfolg macht Mut. Thomas B. ist dabei, in kleinen Schritten seine eigenen Grenzen weiter zu stecken.

Heute sind sich die Fachleute einig, dass zur Vermeidung von Rückfällen eine neuroleptische Langzeitmedikation nötig ist. Im Vergleich zur Akutbehandlung ist die Dosis deutlich niedriger. Trotzdem darf eine Mindestdosis nicht unterschritten werden, da sonst kein ausreichender Rückfallschutz mehr gewährleistet ist.

*Lange habe ich mich täglich beobachtet, die Krankheit war der Mittelpunkt meines Lebens. Heute ist das nicht mehr so. Ich lebe in der Gegenwart und bin jeden Abend dankbar, wenn der vergangene Tag gut gelaufen ist.*

\* Name geändert

*Literatur: Josef Bäuml: Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis, Springer Verlag Berlin 1994.*



*Ver-rückt: Wenn das Einfache zum Schwierigen wird.*

### «Es gibt keine klare Grenze»

Dr. Eberhard Rust, Chefarzt der Psychiatrischen Klinik Oberwil, gibt Auskunft über psychische Störungen, die Gefährlichkeit von Schizophrenen, Psychopharmaka und über persönliche Grenzen.

### Herr Rust, wann ist ein Mensch psychisch krank?

«Das ist eine schwierige Frage. Es gibt keine klare Grenze, wo das Gesunde aufhört und wo die Krankheit beginnt. Von einer psychischen Störung kann man sprechen, wenn ein Mensch an sich selber oder an seiner Umwelt leidet, wenn er mit durchschnittlichen Lebensumständen nicht zurecht kommt, in der Lebensbewältigung versagt oder aus der den Mitmenschen gemeinsamen Realität herausgerückt ist. Wichtig ist zu wissen, dass psychisch krank noch lange nicht geisteskrank bedeutet. In der psychischen Diagnostik spricht man heute nicht mehr von Krankheit, sondern von Störungen. Man geht von beeinträchtigten Funktionen aus, zum Beispiel des Denkens, der Gefühle und des Verhaltens.»

### Wenn ein Mensch an Schizophrenie erkrankt, können diese beeinträchtigten Funktionen allerdings den Betroffenen wie sein Umfeld massiv belasten.

«Das ist richtig. Während eines psychotischen Schubes verändert sich ein Mensch. Er wird einem fremd. Und was fremd ist, macht Angst. Der schizophrene Patient versteht nicht mehr, was um ihn herum pas-

siert. Oder er merkt, dass er die Umwelt anders interpretiert als seine Umgebung. Das macht auch ihm Angst, und er reagiert möglicherweise mit Rückzug oder mit Ge-  
spanntheit. Oder mit Aggressivität.»

### Kann ein schizophrener Mensch für andere gefährlich werden?

«Während eines psychotischen Schubes kann es aufgrund von Angstzuständen zu aggressiven Reaktionen kommen. In der Regel handelt es sich jedoch nicht um gravierende Ausbrüche. Schizophrenieerkrankte verüben nicht mehr Verbrechen als geistig Gesunde, sie sind, bezogen auf schwere Delikte, nicht gefährlicher als andere Menschen.»

### Wie kann denn eine schizophrene Erkrankung behandelt werden?

«Durch Neuroleptika. Diese Medikamente wirken direkt im Hirn und bewirken, dass das Denken geordneter wird, dass Wahnideen und Halluzinationen zurückgehen oder verschwinden. Es scheint, dass die Schizophrenie einhergeht mit einem Ungleichgewicht im Hirnstoffwechsel, genauer im sogenannten Transmittersystem; die Störungen haben mit dem Dopamin zu tun. Wie genau die Medikamente wirken, daran wird noch geforscht. Die medikamentöse Behandlung sollte im Rahmen einer tragfähigen psychotherapeutischen Beziehung erfolgen. In der Klinik kommen dazu noch andere Therapieangebote wie Musik-, Bewegungs-, Arbeits- oder Kunst- und Ausdrucks-therapie dazu.»

### Bedeutet dies, dass schon bei frühen Anzeichen einer Schizophrenie Psychopharmaka verabreicht werden?

«Bis vor einigen Jahren war man eher zurückhaltend mit dem Beginn der Abgabe von Neuroleptika. Das hat sich geändert, seit es eine neue Generation von Medikamenten gibt, die deutlich weniger Nebenwirkungen erzeugen. Denn je früher die Behandlung einsetzt, desto besser scheint die Prognose. Diese Erkenntnis ist relativ neu. Heute geht die Wissenschaft davon aus, dass eine schizophrene Episode selber Veränderungen in der Zellstruktur des Gehirns verursacht. Je länger also die unbehandelte Phase dauert (diese kann von den ersten Anzeichen bis zum Behandlungsbeginn mehrere Jahre umfassen), desto grösser ist das Risiko, dass eine Restsymptomatik bleibt.»

### Wann wird ein Klinikaufenthalt nötig?

«Wenn eine Fremd- oder Selbstgefährdung besteht: Das Selbsttötungsrisiko ist bei Psychosen relativ hoch. Eine stationäre Behandlung ist auch dann angesagt, wenn der Patient für seine Umgebung nicht mehr tragbar ist. Es hat keinen Sinn, zuzuwarten, bis die Angehörigen an den Rand der Erschöpfung geraten sind.»

### Inwiefern werden die Angehörigen in die Behandlung miteinbezogen?

«Nebst Gesprächen mit dem behandelnden Arzt oder der Betreuungsperson bieten wir in Oberwil Informationskurse für die Angehörigen von schizophrenen Patienten an. Sie werden über die Symptome und die

Behandlungsmöglichkeiten aufgeklärt und können über ihre eigenen Belastungen und Erfahrungen reden. Seit ein paar Jahren führen wir auch Kurse für Patientinnen und Patienten durch.»

### Gelegentlich kann der Umgang mit schizophrenen Menschen sehr anstrengend sein. Gibt es Situationen, in denen auch Sie als Facharzt an Ihre Grenzen stossen?

«Ja, und zwar dann, wenn sich die Frage von Massnahmen gegen den Willen des Betroffenen stellt. Wenn es gilt, den Kranken vor sich selbst zu schützen, während dieser überzeugt ist, dass er völlig gesund ist.»

### Wie gross ist denn das Risiko, an Schizophrenie zu erkranken?

«Weltweit ist ein Prozent der Bevölkerung betroffen, unabhängig von Kultur, Bildungsgrad, Geschlecht oder Rasse. Diese Zahl hält sich seit über 100 Jahren konstant.»

### Das bedeutet, dass im Kanton Zug rund tausend Menschen im Verlauf ihres Lebens an Schizophrenie erkranken; und dass fast jede Zugerin, jeder Zuger einen Betroffenen kennt. Wie sollen sich Angehörige, Freunde, Arbeitskolleginnen verhalten, wenn jemand halluziniert, Stimmen hört oder sich sonstwie auffällig verändert?

«Man soll sich möglichst natürlich verhalten. Wem eine Veränderung auffällt, der soll dies offen mitteilen. Wie gesagt, je früher die Behandlung einsetzt, desto bes-

ser ist die Chance, dass die Krankheit aufgehalten werden kann.»

### Kann jemand, der eine schizophrene Erkrankung hinter sich hat, noch ein völlig normales Leben führen?

«Das ist möglich, jedoch sind Menschen, die wiederholte Schübe erlitten haben, in ihrer Leistungsfähigkeit eingeschränkt. Da es immer weniger Nischenarbeitsplätze gibt, ist das Risiko gross, dass sie ihre Stelle verlieren. Der Anteil der Patienten, die nach wiederkehrenden Psychoseschüben noch zu 100 Prozent arbeitsfähig sind, hat sich wegen der wirtschaftlichen Entwicklung verkleinert.»

### Da sind weitere Probleme quasi vorprogrammiert.

«Für einen Menschen mit schizophrenen Restsymptomen ist es sehr schwer, sich nach einem Schub wieder in seiner Umgebung zurechtzufinden. Deshalb ist es wichtig, dass solche Menschen nicht gemieden werden, auch wenn es schwierige und befremdende Situationen geben kann. Man muss sie dort unterstützen, wo es nötig ist und sie das tun lassen, was möglich ist. Ein gutes Umfeld und tragfähige Beziehungen können für das Selbstwertgefühl des Patienten und für den Verlauf der Krankheit mit entscheidend sein.»

*Therese Marty-Heynen, Jahrgang 1953, war nach dem Handelsdiplom an der Kantonsschule Zug im kaufmännischen Bereich tätig. Quereinstieg in den Journalismus. Zehn Jahre freie Mitarbeiterin und dann Redaktorin bei Zuger Zeitungen. Heute ist sie Redaktorin der Zeitschrift «Annabelle» und lebt mit ihrer Tochter in Zug.*

# SCHMUCK

# PIERRE



die Piraten losgelassen!

Piraten-Bar, Schatzsuche im Sand,  
original Steinhauser Steinbockrennen,  
Kinderschminken, Märlistube,  
Basteln und vieles mehr wird den  
kleinen und grossen Kindern geboten.

Bringt die Mamis und Papis mit, denn  
bereits am Nachmittag gibt's Verpflegung  
vom Grill und kühle Getränke.

Ich lade Dich/Sie zur  
Schmuckparty von Pierre  
mich freuen.

Ich bitte den Tabak  
zurückzusenden.

Schmuckparty

Dienste  
30.06.2012  
8912

Astria

Anmeldedatum:

bis 26. Juni

- Ich komme
- Bin verhindert
- Bringt noch jemand mit  
Name ?



Haldenstr. 3 - 5  
6340 Baar  
Tel.: 041 760 04 98

## TÜRK İSLAM BİRLİĞİ Z

KONU: Yeni Mescid yeri, Turnuva ve Dostluk kolu g  
SAYI: 12

Değerli Kardeşlerimiz sizinde bildiğiniz gibi  
yeni bir yer bulmak mecburiyeti doğmuştu. Binanın  
uzun süreli bir arayışımız olmuştur.

Siz değerli cemaatimiz için bütün imkanları ku  
OTTOS'un yanını mescid olarak kiraladık. Yeni yerimiz

Burada huzurlu bir şekilde kalabilmemiz için ge  
cemaatimizden dileriz.

Değerli Kardeşlerimiz sizlerden gelen istekler üzerine geçtiğimiz y.  
bu yılda bir çok etkinlikte beraber yineleyeceğiz.

Bu etkinliğin amacı yalnızca spor değil her yaş gurubunun katılabilece  
program dahilinde bilhassa çocuklar için her türlü eğlence düşünmüştük.

Steinhausen



## Tag der offene

### Am Samstag, den 16. Juni

### 14.00 Uhr für Sie und Ihre Unser Spielgruppen-Ko kleinen Ap

Barbara Schmutz Das stille Leben der Familie Karakuzu

Ein Fünftel der im Kanton Zug Lebenden haben einen ausländischen Pass. Sie wohnen hier im Wissen um die Schwierigkeit, die Grenzen zwischen sich und den Hiesigen zu überwinden.

Wochenlang gabs nur Grau. Der Himmel, die Strassen, die Kleider der Menschen, die Stimmung der Menschen. Regen. Tagelang. Auswandern, der Gedanke setzt sich im Kopf fest. Egal wohin, wenn nur die Sonne scheint.

Dann wirds Sonntag im April. Ein strahlend blauer Tag. Die Luft ist warm, die Menschen schälen sich aus den dicken Pull-overn, krepeln die Ärmel hoch, geniessen die wärmenden Sonnenstrahlen auf den bleichen Armen. Die Haare glänzen im hellen Mittagslicht, die Augen strahlen. Frühling.

Ich treffe Hikmet an der Tankstelle im Dorf. Nadide, Ali, Aylin – die Familie sitzt im Auto. «Hallo Hikmet, wie gehts Dir?» Er streckt die Arme gegen den wolkenlosen Himmel, blinzelt ins helle Sonnenlicht.

Wir lernen uns 1995 kennen, am Elternabend. Ein auffälliges Paar. Der hellhäutige Hikmet mit den dunklen Haaren und Augen, immer sorgfältig rasiert, und Nadide mit dem schönen, runden Gesicht und dem olivfarbenen Teint. Ausländer und Ausländerin, das sieht man auf den ersten Blick.

Wenns in der Schule etwas zu besprechen gibt, kommen sie immer miteinander. Manchmal ist in der Runde ein leises Flüstern zu hören – Nadide, sie übersetzt Hik-

met, was er nicht versteht. Am Juniorenmatch am Samstagnachmittag steht er nicht allein am Spielfeldrand, sie ist immer dabei. Die Familie ist wichtig, vor allem im fremden Land.

#### Manchmal denkt er auf Deutsch

Am Auffahrtssonntag sitzen wir in Steinhausen auf dem sonnigen Balkon mit dem grünen Rasenteppich. An der einen Längswand steht der Grill. Nur die langen dünnen Beine mit den Rädern sind zu sehen. Der Rest ist von einem Vorhängchen verdeckt – in der Schweiz hat man Ordnung, wird aufgeräumt, auch der Balkon. Nadide schenkt Kaffee ein. Sie hat Kuchen gebacken, ein Haselnusscake mit Schoggisplittern.

Die Grenze zwischen Hikmet und uns Hiesigen ist nicht mehr so scharf konturiert. Manchmal ertappt er sich dabei, wie er auf Deutsch denkt. Zum Beispiel während der Arbeit, wenn alles wie am Schnürchen läuft. Wenn die Maschinen in der Lego in Baar, für die er als Mechaniker zuständig ist, vor sich hinschnurren. Sobalds aber ein Problem zu lösen gibt, denkt Hikmet, der Türke, in seiner Muttersprache. Kein einziges deutsches Wörtchen kommt ihm in solchen Momenten in den Sinn.

Hikmet, Du bist am Schwarzen Meer aufgewachsen, in Adapazari, eineinhalb Stunden

von Istanbul entfernt. Mit zwölf gehst Du nach fünf Jahren von der Schule ab. Nichts Aussergewöhnliches in der Türkei. Du arbeitest als Mechaniker in einer Garage. Machst Deine Arbeit gut, wirst zum Vorarbeiter, führst den Laden. Deine Mutter stirbt früh, der Vater auch. Du fühlst Dich für die Geschwister verantwortlich.

«Er war früh auf sich allein gestellt», sagt Nadide. «Ich bin froh darum. Das hat ihn stark gemacht, selbstbewusst, er ist nicht einer, der an sich zweifelt.»

Dein Leben, Hikmet, läuft in ruhigen Bahnen. Du hast deine Familie, die Verwandten, einen grossen Kollegenkreis, Arbeit. Abends bist Du draussen, das Leben findet auf der Strasse statt. 1982, Du bist zwanzig, lernst Du Nadide, die Türkin aus der Schweiz kennen. Sie kommt jedes Jahr während der Sommerferien nach Adapazari. Sie gefällt Dir, die 14-Jährige. Im darauffolgenden Sommer kommt sie wieder, aber Du bist im Militär.

«Anderthalb Jahre lang haben wir uns nicht gesehen», sagt Nadide. «Dann aber, im dritten Sommer, als er wieder zurück war, haben wir uns verliebt.»

1985 heiratest Du, Hikmet, eine Hochzeit in Zivil, in der Türkei. Der zivile Akt wird zum Politikum, die Familien halten Rat, Nadides Brüder inklusive. Was halten wir von einer zivilen Vermählung, einer

Verdichtetes  
Wobnen: die Welt  
am Küblschrank.



Vermählung ohne sofortiger Hochzeit? Den Familien gefällt das gar nicht. Doch dann beugt man sich der Tatsache, dass Ihr heiratet, damit Du mit Nadide in die Schweiz reisen kannst, die Stelle antreten, die sie Dir in Zug gesucht hat. Du bist 23, Nadide 17,5-jährig. Am 8. Januar 1986 triffst Du in der Fremde ein. Du und Nadide, Ihr wohnt bei Ihren Eltern. Das ist so bei euch – Hochzeit habt Ihr noch nicht gefeiert.

Sag, wie wars, als Du der Liebe wegen in die Schweiz gekommen bist? «Schlimm. Es war schlimm. Ich bin ein offener Mensch, sage, was ich denke, habe kein Problem, Leute kennenzulernen. In der Türkei hatte ich viele Kollegen und Bekannte. Hier war ich plötzlich auf mich allein gestellt. Ich konnte kein Wort Deutsch. Das einzige, was ich hatte, waren Nadide und ihre Familie.»

Im Januar ist kalt und grau. Alles. Die Luft, die Landschaft, die Kleider der Menschen, die Stimmung der Menschen. Manchmal, wenn die Sonne scheint, fahren die Zugerinnen und Zuger, die Aargauerinnen und Aargauer, die Zürcherinnen und Zürcher, die Schwyzerinnen und Schwyzer auf den Zugerberg. Langsam ruckelt die Bahn durch den Nebel nach oben, der Sonne entgegen. Der Schnee knirscht unter den Schuhen, reflektiert das Licht. Alles scheint hell, leicht, einfach. Unten liegt das Städtchen, beschwert vom Nebelmeer. Die Grenze ist weich und wattig, und doch passiert sie heute kein Sonnenstrahl. Und morgen auch nicht. Und auch übermorgen nicht.

#### Das satte Grün

«Das Wetter ist eine Katastrophe», sagt Hikmet. «Wie willst Du Dich heute für ein Picknick am Wochenende verabreden? Du weisst nicht, wird die Sonne scheinen, oder wird es regnen?»

Doch im Frühling, wenn an den Bäumen und Sträuchern die Blätter spriessen, dann gefällt Dir das satte Grün. Eine Farbe, sagt Du, die es in der Türkei nicht gibt.

Im Juli 1986 fährst Du mit Nadide in die Türkei, jetzt wollt Ihr Hochzeit halten. Die Verwandten kommen, der Hodscha gibt Euch zusammen, nun seid Ihr Mann und Frau. Nun könnt Ihr euch eine eigene Wohnung suchen. Fünf Jahre bleibe ich, sagt Du zu deiner Frau, als Ihr in die Schweiz zurückkehrt.

«Ich hatte Angst, dass er sich nicht an die Schweiz gewöhnt», sagt Nadide. Mit ihm zusammen in der Türkei zu leben, daran hat sie nicht gedacht, sie ist hier aufgewachsen.

Nadide kommt 1973 als Fünfjährige in die Schweiz; Familiennachzug. Ihr Vater arbeitet seit 1969 hier. Mit der Mutter und den

Geschwistern zieht sie nach Cham, in ein Haus, in dem noch andere türkische Familien leben. «Alles war neu, alles war ungewohnt», sagt sie. Aber die anderen Türkinnen und Türken im Haus, das war für sie ein Stück Heimat. Bald kommt sie in den Kindergarten, lernt andere Kinder kennen, spricht schnell Deutsch. Die Schweiz wird zur zweiten Heimat.

Nadide ist integriert. Sie spricht fließend Mundart. Sie kennt die Gepflogenheiten der Schweizerinnen und Schweizer, ihre Eigenarten, ihre Bräuche. «Hikmet, Du musst Deutsch lernen, schnell», sagt sie. Wie soll er sich hier wohl fühlen können, wenn er ausser mit ihr und ihrer Familie mit niemandem sprechen kann?

Hikmet zögert. Er weiss, dass er sich muss verständigen können. Aber er möchte nicht bleiben. Das Heimweh ist gross. Fünf Jahre. In dieser Zeit möchte er sich hier eine Existenz aufbauen, eine Existenz, die ihm ein gutes Leben in der Heimat sichern soll.

Der Anfang ist schwierig. Hikmet und Nadide arbeiten in derselben Firma. Er ist misstrauisch, eifersüchtig. Manchmal kommt ein Arbeitskollege zu Nadide, spricht mit ihr, legt ihr vielleicht die Hand auf die Schulter. «Zwei Minuten hats jeweils gedauert», sagt sie, «dann stand Hikmet neben mir: «Was wollte er von Dir?», hat er gefragt. «Weshalb hat er Dich berührt?» «Das bedeutet nichts», sagt sie. «Das ist hier so. Hikmet, Du musst Deutsch lernen, dann wirst Du das verstehen.»

Das andere ABC:  
jetzt C wie  
«Niedergelassene».

1987, im Oktober, kommt Ali auf die Welt. Er hat das runde, ebenmässige Gesicht seiner Mutter und ihren olivfarbenen Teint. Die Karakuzus sind eine kleine Familie. Nadide arbeitet jetzt Teilzeit. Hikmet arbeitet Schicht. Von den fünf Jahren, die er hier bleiben will, sind zwei bald vorbei.

1988 geht Nadide ans Weihnachtessen der Firma. Hikmet fährt sie hin, von Zug, wo sie anfangs wohnen, nach Hünenberg. Auf dem Rücksitz schläft Baby Ali. Vor dem Restaurant fragt er: «Wie lange wirds dauern?» «Zwei, drei Stunden», sagt sie. «Zuerst gibts Salat oder vielleicht eine Suppe, dann kommt der zweite Gang, ein dritter und am Schluss wird noch ein Dessert serviert.» «Ich komm Dich abholen», sagt er. «Ich hab gedacht, er fährt nach Hause und kommt später wieder», sagt Nadide.

Sie hat eben den Salat fertig gegessen, als Hikmet vom Warten draussen genug hat. Er tritt ins Sali. «Guten Abend», sagt er auf Deutsch zu den anderen. Seine Frau fragt er auf türkisch: «Ist das Essen noch nicht fertig?»

«Oh Hikmet», sagt sie. «Das verzeihe ich Dir nie. Das war so peinlich. Von keinem meiner Arbeitskollegen stand plötzlich die Frau mitten im Sali, von keiner meiner Arbeitskolleginnen der Mann. Nur Du, Du warst da.» Sie hat weitergegessen, alle Gänge. Aber nach dem Dessert ist sie gegangen. Hat was vom Kind gemurmelt zu Hause, das sie nun brauche.

Nadide, wenn Ihr in der Türkei leben würdet, hätte Hikmet dann das Sagen? Wäre er, wie es im Fragebogen zur Volkszählung

geheissen hat, die im Oktober 2000 in der Türkei durchgeführt worden ist, der «Herr des Hauses»? – Ein Begriff, den türkische Zeitungen anprangerten, weil er eine Mentalität ausdrücke, die Frauen noch immer als willenlos betrachtet.

«Schwierig zu sagen.» Sie schaut ihn an. «Schwierig zu sagen», sagt er. «Ich glaube nicht.»

«Hikmet», sagt sie, «Du hast auch hier das Sagen. Du triffst die Entscheidungen.» «Aber das EC-Kärtchen hast Du», sagt er. Sie lachen.

Nadide hat ihr eigenes Geld. Geld, das sie selber verdient – sie arbeitet jetzt halbtags in einer Bäckerei in Steinhausen. «Das will ich so. Nicht weil ich das Gefühl habe, ich müsste jedesmal Bitti-Bätti machen, wenn ich mir von seinem Geld etwas kaufen möchte. Das ist überhaupt nicht so. Ich will einfach mein eigenes Geld haben.»

Hikmet trifft die Entscheidungen. Das heisst: Er will nicht, dass Nadide ein T-Shirt ohne Ärmel anzieht, er will nicht, dass ihre Pull-over ein tiefes Décolleté haben. Er will nicht, dass sie einen Minijupe trägt.

Das akzeptierst Du, Nadide? «Ja, das ist für mich kein Problem. Ich bin so aufgewachsen. Ich liebe ihn. Und wegen so etwas setze ich doch nicht meine Familie aufs Spiel.»

Er will auch nicht, dass seine Frau ein Bikini trägt. Sie tuts trotzdem. Fürs Bikini habe ich gekämpft. «Ich hab ihm immer wieder gesagt, ob Badekleid oder Bikini, das spielt doch keine Rolle, das ist ja nur ein Streifen Bauch.» Er war einverstanden, eines Tages.

#### Grenzen gibt's, Grenzen bleiben

Hikmet, 1986 bist Du in die Schweiz gekommen, jetzt schreiben wir das Jahr 2001. Was ist aus den fünf Jahren geworden, nach deren Ablauf Du in die Türkei zurückkehren wolltest?

1990, im Jahr, als Hikmet Karakuzu seine Rückkehr in die Türkei geplant hat, wird Ali dreijährig. Die Familie hat sich eingerichtet. Das grösste Heimweh hat sich gelegt. Mit dem Wetter muss man leben. Der Bekanntenkreis ist grösser geworden, er beschränkt sich nicht mehr allein auf die Familie. Beide haben ihre Arbeit. Hikmet arbeitet jetzt in Baar, bei der Lego. Er ist Operateur, ein guter, übernimmt immer mehr Verantwortung, hilft mit bei der Betreuung und Justierung der Maschinen. Der Lohn steigt, ziemlich schnell. Er spricht ganz passabel Deutsch. Bald kommt Ali in den Kindergarten. Dann in die Schule. Die soll er hier machen. 1997 kommt die Tochter zur Welt. Aylin. Ihre schmale Gestalt erinnert an diejenige ihres Vaters. Ebenso die helle Haut und die dunklen Augen.

Die Grenzen zwischen der Familie Karakuzu und uns Hiesigen sind nicht mehr so scharf konturiert, wie 1986, im Jahr, als Hikmet in die Schweiz kam. Dennoch, Grenzen gibts. Nichts Grosses, kleine Sachen. Sachen, die schmerzen. Zum Beispiel diese: Zwei Jahre lang hat die Familie gesucht, bis sie in Steinhausen eine Wohnung fand. «Karakuzu, was ist das für ein Name? Ach, aus der Türkei. Tut uns leid, die Wohnung ist leider schon vergeben.»

«Zuger Amtsblatt»:  
Blau ist die Hoffnung.

Amtsblatt Nr. 37 14. September 2001  
OFFIZIELLES PUBLIKATIONSORGAN FÜR DIE ZUGER BEVÖLKERUNG  
Amtsblatt des Kantons Zug

Kantonale Mitteilungen	1
Einwohnergemeinden	22
Bürgergemeinden	49
Kath. Kirchgemeinden	50
Evang.-ref. Kirchgemeinde	52
Korporationen	53
Ausserkantonaler amtlicher Teil	54
Berufliche Weiterbildung	55
Erwachsenenbildung	63
Handelsregister	69
Kantonale Amtsstellen	92

**MARKTBLATT**

Mitteilungen	94
Weiterbildung / Schulen / Kurse	131
Wohnungen zu vermieten	150
Büros/Gewerbe zu vermieten	162
Zu mieten gesucht	183
Stellenangebote	188
Freiwilligenarbeit	303
Stellengesuche	304
Zu verkaufen	311
- Verschiedenes	311
- Liegenschaften	324
- Fahrzeuge	367
Zu kaufen gesucht	383
Kapitalien/Pachten	386
Reisen	387
Veranstaltungen	390

kleide mich, wie ihr euch kleidet, mein Sohn geht hier in die Schule, meine Tochter wird hier in die Schule gehen, ich koche Gratins, wie ihr sie kocht und trotzdem bleibe ich eine Ausländerin. Hikmet hat mal gesagt: Wenn ich im Lotto einen Sechser mache, kaufe ich ein Haus, mache ein Inserat und schreibe: Haus zu vermieten. Nur an Ausländer.»

Meist aber, wenn ihm Nadide von den kleinen, den schmerzenden Erfahrungen erzählt, sagt er: «Lass doch. Kümmere Dich nicht darum.» «Das ist einfacher gesagt als getan, Hikmet. Ich bin viel mehr zu Hause als Du.» Und Du Hikmet, hast du keine Probleme? «Nein, ich hab keine Probleme, ich pass mich einfach überall an. Ausländer raus, das hab ich noch nie zu hören bekommen.» Hikmet spricht nicht von Grenzen, aber vom Anderssein. «Die Familie zum Beispiel. Die ist uns wichtig, auf eine andere Art als Euch. Unsere Kinder sind mit 18 volljährig. Aber obwohl sie erwachsen sind, versuchen wir sie zu halten. Die Familie soll zusammenbleiben, bis die Kinder selber heiraten und Kinder haben.»

#### Zahlenspiegel

1347 Türkinnen und Türken leben im Kanton Zug (Stand Juni 2001); das entspricht einem Anteil von 6,9 Prozent der ausländischen Bevölkerung im Kanton Zug. Von den 1347 Frauen, Männern und Kindern sind 1208 Niedergelassene und 139 Jahresaufenthaltende. Jahrzehnte ist her, seit die ersten Türkinnen und Türken in den Kanton Zug kamen. Die Volkszählung von 1920 – sie unterschied noch zwischen europäischen Türkinnen und Türken und asiatischen – listet für den Kanton Zug drei Personen aus der europäischen Türkei auf, zwei davon sind Schweizerinnen mit Geburtsland Türkei, und einen asiatischen Türken. «Wahrscheinlich», mutmasst man beim Bundesamt für Statistik, «sind die zwei Frauen durch Heirat mit einem Schweizer Schweizerinnen geworden.» Bei der Volkszählung von 1941 wurden zwei Personen aus der asiatischen Türkei gezählt, ein Mann, eine Frau. Das gleiche Bild präsentiert sich bei der Volkszählung von 1960. Unter der Rubrik Türkei, diesmal nicht mehr unterschieden nach Europa und Asien, sind ein Mann und eine Frau aufgeführt. Der Grund für die Reise in die fremde Schweiz war damals die Suche nach Arbeit. Das ist auch heute noch so. Viele der Türkinnen und Türken, die in der Schweiz leben, sind wegen der Arbeit hierhergekommen. Viele, vor allem Kurdinnen und Kurden, hat die Flucht vor Regimes, die sie unterdrücken, ihnen keinen eigenständigen Staat zugestehen wollen, in die Schweiz geführt.

Und falls sie nicht heiraten? «Dann», sagt Nadide, «können sie bei uns leben, solange sie wollen.»

Sie schaut zum Kinderspielplatz hinüber, wo die vierjährige Aylin eben die Rutschbahn hinuntergesaust ist und sich jetzt anschickt, um die Hausecke zu verschwinden. «Aylin», ruft sie, «geh nicht zu weit weg.» «Kinder», sagt sie. Und dann: «Aylin soll als Jungfrau in die Ehe. Die Frau soll sauber und rein sein.»

Und wens dann nicht so ist? Wird das ein Unglück sein? «Nein», sagen beide. «Ein Unglück nicht. Aber wir wären enttäuscht. Wir hätten das Gefühl, ein Stück unserer Kultur ginge verloren. Und diese möchten wir unseren Kindern vermitteln. Deshalb geht Ali neben der Schule in den Türkischunterricht. Und auch Aylin wird gehen. Sie sollen nicht nur türkisch sprechen können, sondern auch schreiben, die Grammatik verstehen. Sie sollen wissen, woher sie kommen. «Ich möchte», sagt Nadide, «dass Ali in eine türkische Volkstanzgruppe geht, er soll unsere Tänze kennen. Aber er will nicht. Momentan ist es schwierig mit ihm, er ist in der Pubertät.»

#### Vielleicht zurück

Nadide hat einen Wunsch, sie möchte sich mit den Kindern zusammen einbürgern lassen. Sie hat den Wunsch Hikmet erzählt. Er hat gestutzt: «Willst Du mich etwa verlassen?» «Nein, Hikmet, ich will Dich nicht verlassen, ich liebe Dich. Aber unsere Kinder

sollen ins Ausland gehen können, ohne jedesmal ein Visum beantragen zu müssen. Sie sollen im Ausland arbeiten können; in London zum Beispiel.»

Und wenn die Kinder ausgeflogen sind, was passiert mit Euch? Hikmet, gehst Du dann zurück in die Türkei? «Ja», sagt er. «Ich will dort sterben, wo ich geboren worden bin. Aber es wird nicht einfach werden.» Wenn Du in der Türkei in den Ferien bist, Hikmet, gibt es Momente, wo Du Dich in der Heimat als Ausländer fühlst. Du siehst den Dreck auf den Strassen und er stört Dich. Du hörst den leisen Neid in der Stimme Deiner Kollegen, die glauben, es gehe Dir besser als ihnen. Dann weisst Du, dass es an der Zeit ist, von Deinem Leben in der Fremde zu erzählen. Du bist ein offener Mensch, sagst ihnen, dass Dein Leben in der Schweiz ein stilles ist. Dass Du oft derjenige bist, der zuhört, während andere sprechen, dass Du dafür sorgst, dass der Grill nicht zu stark raucht, dass Du darauf achtest, dass die Sommernachtsgespräche, die Du und Nadide am Wochenende manchmal auf Eurem Balkon führt, oder

die gelegentlichen Feste im Familienkreis Deine Umgebung nicht stören. Du passt Dich an, Du willst nicht auffallen.

Und Du, Nadide, gehst Du mit in die Türkei? «Ja, ich werde mitgehen. Und frag mich jetzt nicht, wie es sein wird. Ich weiss es nicht. Vielleicht werde ich meinen Kopf bedecken, wie es viele Frauen tun, dort, wo Hikmet aufgewachsen ist.» Sie schaut ihren Mann fragend an: «Würdest Du von mir verlangen, dass ich meinen Kopf bedecke? «Ich weiss es nicht», sagt er. «Vielleicht, vielleicht nicht.» «Möglich, dass ich selber entscheiden werde, das Kopftuch zu tragen», sagt sie. «Denn wenn ich die einzige bin, die keines hat, werde ich auffallen, anders sein als die anderen.»

*Barbara Schmutz, Jahrgang 1963, arbeitet seit 18 Jahren als Journalistin. 1987 zog sie von Solothurn nach Steinhausen in ein altes Bauernhaus. Dort lebt sie mit ihren 15- und 13-jährigen Söhnen und der Katze Emma und arbeitet bei der Zeitschrift «Annabelle».*



Assimilierte Küche:  
Gratin wie bei  
Schweizerinnen und  
Schweizern.

*Um im Spitzensport mithalten zu können, sind Grenzüberschreitungen nötig – die Frage ist aber, welche. Aus einem Gespräch mit Brigitte McMahon-Huber, der Olympiasiegerin im Triathlon aus Baar.*

**D**em menschlichen Tun und Handeln sind in der Regel Grenzen gesetzt. So ist es uns kaum möglich, 1,5 Kilometer in 19:44 zu schwimmen, 40 Kilometer in 65:42 Rad zu fahren und dann noch 10 Kilometer in 35:15 zu laufen. Wie gesagt, in der Regel. Brigitte McMahon hat genau dies getan und am 16. September 2000 eine kleine Welt von Sportbegeisterten in Verückung versetzt. Mit ihrer Leistung errang sie die erst zweite Goldmedaille einer Schweizer Sportlerin an olympischen Sommerspielen. Und diese werden in der Neuzeit immerhin schon seit 1896 zelebriert.

Mitte Mai 2001. Ein Zweifamilienhaus in Baar. Wir treffen uns im Zentrum des «Systems McMahon». Hier lebt die 34-jährige Sportlerin, sie ist eine Huber aus Baar, was mittlerweile bekannt sein sollte, mit ihrer Familie, dem Sohn Dominic und ihrem Mann und Trainer Mike, einem Sportphysiologen, der selbst Triathlet war und also weiss, was er von seiner Frau verlangt. Familie ist im weiteren Sinn zu verstehen, es gehören ihre Eltern dazu und auch Geschwister; denn ohne deren Hilfe wäre die logistische Organisation der Sportkarriere vermutlich nicht so ideal zu bewerkstelligen.

Doch blenden wir zurück. Vor gut zwei Jahren begannen die olympischen Ringe am sportlichen Horizont der Brigitte McMahon

langsam zu leuchten. Es zeigte sich, dass sie das Zeug dazu hatte, an den Olympischen Spielen von Sydney 2000 im Triathlon die Hoffnungen der Schweiz zu tragen. Im Frühjahr 2000 wurde sie vom Verband selektionierte, die Angelegenheit also konkret.

*Wie hat es sich auf Ihren Alltag ausgewirkt, als Sydney 2000 plötzlich Realität wurde?*

«Wir haben gezielt darauf hingearbeitet, Sydney war das Thema für uns. Wettkämpfe und Trainingslager wurden immer der Frage unterstellt: Ist das für Sydney von Nutzen? Alles was ich gemacht habe, wurde auf die «Sydneyprobe» gestellt.»

*Auch die ganze Lebensführung wurde dem unterworfen?*

«Natürlich. Ferien zum Beispiel wurden so organisiert, dass Trainingseinheiten eingebaut werden konnten. Die Familie genoss dabei trotzdem oberste Priorität – wir versuchten aber Sydney immer irgendwie zu integrieren.»

*Kommt man da nicht an den Punkt, dass die totale Unterordnung zu einem Problem wird?*

«Es kommt darauf an, wie diese Unterordnung stattfindet. Ich glaube, wir haben das in einem gesunden Rahmen machen kön-

nen. Es ist nicht so, dass ich das Gefühl hatte, ich müsste auf Lebensqualität verzichten.

Für mich ist es aber schwierig gewesen, Welt- und Europameisterschaften als reine Vorbereitungswettkämpfe für Sydney zu betrachten, denn von meinem Naturell aus will ich an solchen Anlässen in Bestform sein.»

*Wie reagiert Ihr Sohn auf diese doch sehr konsequente Haltung, auf diesen enormen Aufwand?*

«Gerade für Dominic war das ganze kein Problem. Ich habe meine Trainings auf seinen Alltag abgestimmt, habe zum Teil Trainings verschoben, damit ich vorher mit ihm noch spielen konnte. Und meist machte er in meiner Trainingszeit Dinge, die ihn interessierten. Da spielte eben das gute Umfeld. Neu war, dass ich zweimal alleine in ein Trainingslager ging. Ich glaube, für mich als Mutter war das vermutlich schlimmer als für ihn.»

*Und trotz allem, sind da nicht auch Gewissensbisse?*

«Schon. Gerade bei Anlässen wie den Trainingslagern, da dachte ich schon, ist es das wert, dass ich jetzt zwei Wochen weg bin? Das stresste mich als Mutter. Aber ich musste mich entscheiden: Entweder bin

*Mental stark:  
Olympiasiegerin  
Brigitte  
McMahon-Huber.*

ich jetzt konsequent und ziehe das durch oder wir lassen die Sache bleiben; denn Halbherzigkeiten bringen in dieser Situation nichts. Und schlussendlich war ich so gut vorbereitet, dass ich ganz unbeschwert an den Start gehen konnte, ohne grossen Erwartungsdruck zu verspüren.»

*Da hört man den olympischen Grundgedanken noch heraus.*

«Ja, auf jeden Fall. Für mich persönlich war es so, dass ich, auch auf Grund der Resultate, die ich vorzuweisen hatte, niemandem mehr beweisen musste, dass sich der Aufwand gelohnt hatte. Und nur deshalb konnte ich gewinnen; denn unter Druck bringt man die Leistung nicht, die es braucht, um solche Rennen zu gewinnen. Nach dem Velofahren hatte ich einen schlechten Wechsel und lag plötzlich an zehnter Position. Wenn man jetzt zu grübeln beginnt über diese Position, über den Aufwand, dann kommen negative Gedanken auf und man hemmt sich selber. Ich lief einfach los und sagte mir, jetzt mache ich das Beste daraus. Es stimmte für mich immer, auch für einen zehnten Platz.»

Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs ist Brigitte McMahon im neunten Monat schwanger. Sie kommt gerade aus dem Schwimmtraining, ist in 90 Minuten 4,5 Kilometer geschwommen und wenn das Wetter schön bleibt, wird sie sich aufs Rad setzen und später noch «etwas» Joggen gehen. Sie entspricht nicht ganz dem Bild, das unsere Gesellschaft von einer schwangeren Frau zeichnet.

*Wie ist es denn jetzt, wenn Sie als Schwangere trainieren gehen?*

«Es ist lustig. Ich habe erwartet, dass die Reaktion kommt: «Jetzt spinnt sie!» Doch ich höre praktisch durchwegs nur Positives. Heute war ich Schwimmen und es kommen Leute auf mich zu und finden meine Einstellung gut.»

*Wie gross ist der Trainingsaufwand jetzt gegen Ende der Schwangerschaft?*

«Es kommt darauf an; gestern war ich zum Beispiel nicht Schwimmen. Im Normalfall bin ich 45 Minuten am Joggen und etwa 1,5 Stunden auf dem Velo.»

*Der Olympiasieg ist bestimmt mit ein Faktor, dass die Akzeptanz für Ihr Handeln jetzt da ist.*

«Schon. Aber die Leute sehen ja auch, dass es mir gut geht und dass ich alles in einem «normalen» Rahmen mache. Ich gehe nicht raus und treibe mich mit Intervalls ans Limit. Jetzt ist es ein Erhalten, es geht darum sich zu bewegen. Ich fühle mich dann auch wohler. Mir geht es besser, wenn ich mich bewege.»



*Ist die körperliche Belastung gut zu dosieren?*

«Das merke ich ganz gut. Das liegt in der Natur der Sache.»

*Und wie war das in der Zeit vor Sydney. Wo sind die Grenzen der Belastbarkeit?*

«Zu Beginn einer Saison mache ich viel Umfang, das heisst, die Einheiten sind gross und dementsprechend zeitaufwendig. Aber es ist immer in einem Bereich, in dem es mir wohl ist. Wie näher dann aber die Wettkämpfe rücken, desto mehr komme ich in den Bereich, in dem ich an meine Grenzen gehen muss, wo ich die Wettkampfrealität simulieren muss. Da hat es manche Trainingseinheit gegeben, an der ich zu beißen hatte, wo ich schauen musste, wie viel ich überhaupt ertrage. Das sind aber die relativ kurze Trainings. In diesen Trainings hat es auch Erholungsphasen, so dass schlussendlich die Gesamtbelastung doch wieder ausgeglichen ist. Aber während den Trainings, wenn ich zum Beispiel auf der Bahn so schnell laufen muss wie möglich oder wenn ich, wie wir das für Sydney speziell trainiert haben, am Schluss des Trainings nochmals einen Kilometer an der Grenze laufe, was mir ja dann geholfen hat, das braucht schon Überwindung. Dafür ist nachher, Befriedigung ist das falsche Wort, die Zufriedenheit, das Gefühl recht schön.»

*Und für solche Trainings reichen fünf Ringe als Motivation?*

«Ja, da würde schon weniger reichen. Mit Sydney war natürlich meine Moti-

vation extrem gross, obwohl auch schon ein Weltcup Motivation genug gewesen wäre. Manchmal ist es sogar schwierig, dass die Motivation nicht zu gross wird, dass man vergiftet auf dieses Ziel hinarbeitet. Bis im April lief es für mich sehr gut. Ich konnte eigentlich genau nach Plan arbeiten. Nach Abschluss der Qualifikation wollten wir den Aufbau gleich weiterführen. Ich war zuerst einmal krank und dann irgendwie nicht zu 100 Prozent fit. Zuerst wollte ich mir dies gar nicht eingestehen, die Motivation war so gross, dass ich die Trainings wie gehabt weiterziehen wollte, doch es lief nicht rund, es war nicht optimal. In solchen Momenten ist es schwierig, sich zurückzunehmen und zu warten, bis ich wieder körperlich so weit bin, dass ich auch leistungsfähig bin.»

*Wie läuft denn dies gerade in der Zusammenarbeit mit Ihrem Mann Mike, der auch Ihr Trainer ist. Ist dies nicht auch ein Reibungsfaktor?*

«Gerade dadurch, dass er mich so gut kennt, weiss er, wie ich reagiere, auch wenn ich müde bin. Ich reagiere natürlich anders, wenn es mir nicht gut geht. Und so war es auch er, der mir gesagt hat, ich dürfe nur noch jeden zweiten Tag trainieren. Für mich war dieses nur noch alle zwei Tage zu trainieren schon fast eine Strafe, weil ich so motiviert war. Gerade dann ist es wichtig, dass man jemanden hat, der einen gut kennt. Es muss nicht unbedingt der Partner sein, aber es ist wichtig, dass man dies von aussen hört und sich dann sagt, vielleicht hat er ja recht und sich dem «Urteil» fügt.

Besonders Dinge, die mir gegen den Strich gehen, sind schwierig. Aber gerade, weil er mein Mann ist, wird vieles auch diskutiert. Bei einem anderen Trainer würde ich eher etwas schlucken, es bliebe jedoch das unguete Gefühl. Das ist bei uns dann weniger der Fall. Natürlich entstehen bei uns auch Situationen, wo wir uns reiben, doch finden wir immer einen Weg, wo beide das Gefühl haben, es stimme.»

Am 16. September 2000 war dann der Tag der Abrechnung gekommen, wo sich zeigen sollte, ob sich all der Aufwand und auch die Entbehrung für die Dreifachschinderei gelohnt hatte. In der europäischen Nacht schwamm, fuhr und lief Brigitte McMahon das Rennen ihres Lebens, liess die australische Favoritin in ihrem Heimrennen hinter sich zurück und konnte sich vor der traumhaften Kulisse der Oper von Sydney olympisches Gold umhängen lassen.

*Das Rennen in Sydney, war das der Lauf an der Leistungsgrenze?*

«Nein, nicht absolut. Im Moment natürlich schon, aber nicht die Grenze an und für sich. Wenn ich das Gefühl hätte, dass nicht noch mehr in mir steckt, könnte ich die Motivation nicht aufbringen, bis zur Olympiade in Athen 2004 weiterzumachen. Da gibt es noch viele Aspekte, auch wenn wir in den zwei Jahren, die Mike und ich zusammenarbeiten, schon grosse Schritte gemacht haben. Aber wir sind noch nicht so weit, wie wir sein könnten.»

*Wo sehen Sie das grösste Entwicklungspotenzial?*

«In allen Bereichen eben. Im Schwimmen zum Beispiel trainiere ich durch die Schwangerschaft bedingt relativ gemächlich, was den Vorteil erbringt, dass ich an der Technik feilen kann. Und auch im Radfahren habe ich letztes Jahr Fortschritte gemacht, da liegt noch einiges drin. 1999 – 2000 habe ich meinen Laufstil geändert und konnte ihn 2000 auch umsetzen. Das war dadurch möglich, dass ich im Radfahren besser war und somit mehr Energie für die Umsetzung im Laufen hatte. Es hängt alles zusammen. Die wichtigsten Punkte sind gemacht, doch hat es noch viele Details, an denen wir arbeiten müssen. Ich glaube nicht, dass ich bis 2004 alles Potenzial ausgenutzt habe, doch werde ich dann vermutlich rein altersmässig an eine Grenze stossen.»

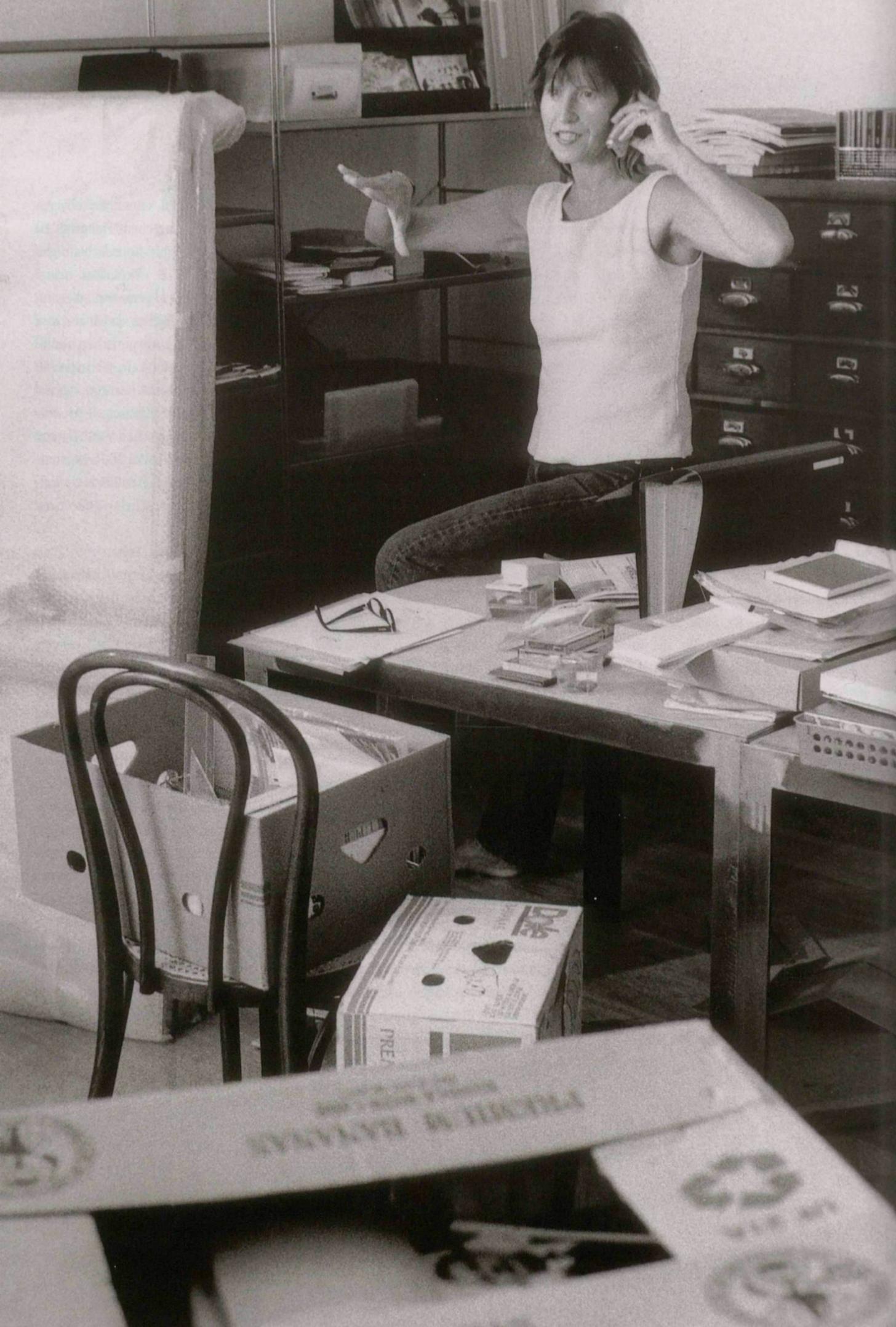
Körperliche Grenzen gehören zum Spitzensport und, die Radprofis führen uns dies immer wieder vor Augen, reizen zur Zuhilfenahme verbotener Substanzen. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass wohl auch Triathleten den Gang zum Apotheker nicht scheuen, wenn es darum geht, die Kadenz noch etwas zu erhöhen.

Vor zwei Jahren sagte Brigitte McMahon in einem Interview, es würde sie manchmal befremden, dass Sportlerinnen plötzlich vor ihr lägen, die sie vorher und auch nachher immer im Griff habe.

*Und jetzt stehen Sie an der Spitze, markieren das Mass aller Dinge.*

*Kinder, Ferien:  
Alles der  
«Sydneyprobe»  
unterzogen.*





*Kunstschaffende gelten als Grenzüberschreitende von Berufs wegen. Maria Lichtsteiner, Hans Hassler und Hannah Villiger haben die Grenzen des gemütlich Vertrauten konsequent durchbrochen.*

Die engen Grenzen, die unserem Staat der elf Gemeinden gezogen sind, haben wir nie als Zwangsjacke empfunden – dies sagte einer, der in sechs Jahren der Abgesottetheit mit dem Zustand der Begrenztheit zu leben gelernt hatte: Bundesrat Philipp Etter, Architekt der «geistigen Landesverteidigung», vor dem Zuger Kantonsparlament 1952 anlässlich der 600-Jahr-Feier des Beitritts zum Bund. Er nutzte die Stunde zu einer Hymne an die Kleinstaatlichkeit als Idealfall bürgernaher Politik. Der «Landgeist» wirkte nach. In den Jahren der totalitären Bedrohung hatte er die Gegensätze der Zweckgemeinschaft Schweiz nachhaltig überpinselt und die sprachlich definierten Landesteile in einem narzisstischen Panoramabild überhöht.

#### Lob der Verunsicherung

«Hier in der Schweiz konnte ich ein wenig jobben und daneben Kunst machen – eine unbefriedigende Doppelbelastung», sagt die Zeichnerin und Installationskünstlerin Maria Lichtsteiner (geboren 1956 in Cham). Der Brotberuf bewahrte sie immer wieder davor, sich der wirklichen Auseinandersetzung mit der Kunst als Lebensform zu stellen. Eines Tages wollte sie heraus aus diesen Zwängen: «Ich wollte, dass dieses

Bedürfnis existenziell wurde», erinnert sie sich. «Ich wusste, ich habe ein bestimmtes Potenzial, irgendwo liegt das, und ich wollte es an eine Grenze bringen.» Ein diffuses Bedürfnis nach einer Ortsveränderung machte sich bemerkbar. Zu genau legte man hier fest, wie eine Problemstellung anzugehen sei. Als Mitglied der Künstlervereinigung «Bildzwang» in Luzern wurde Maria Lichtsteiner bestimmten Gruppierungen zugeordnet, was sie als einengend empfand. Weg und heraus aus alledem also – aber wohin? Klar war nur eines: Sie wollte sich ganz neuen Erfahrungen aussetzen, mochten die nun mit Kunst zu tun haben oder mit veränderten Lebensumständen schlechthin. Alles reiste nach Westen, folglich wandte sie sich dem Osten zu. In Frage kam nur ein Ort, wo sie nicht alle Freunde besuchen würden, ein Ort, der in der Kunstszene nicht en vogue war. Also nicht Moskau oder Petersburg, sondern ein «Unort». 1992 zog sie im tiefsten Winter mit einem Visum für drei Monate in Riga, Lettland, ein. Sie setzte sich allem aus: Es gab keine sozialen Netze, sie verstand die Sprache nicht, sie kannte die Regeln der Kommunikation im Alltag nicht.

«Alles war so unglaublich anders», staunt sie noch heute. Der erste Eindruck: ein Blick aus dem 16. Stock auf ein Eisfeld, verummte Menschen, die gegen den Wind ankämpfen, Autos wie Schlitten – wie ein Bild des flämischen Malers Pieter Brueghel aus dem 16. Jahrhundert. Der «Unort» erwies sich als der richtige. Maria Lichtsteiner lernte Menschen kennen, Russen vor allem, führte lange Gespräche an gemütlichen Küchentischen. Alle hatten Zeit für sie. Die Organisation des Alltags nahm sie voll in Anspruch. Die Auseinandersetzung mit Kunst nahm zu Beginn nur einen kleinen Teil ein in diesem Prozess des Um- und Kennenlernens. Die Vorstellung, hier mit Abfallmaterialien Installationen einzurichten, also an Luzerner Verhältnisse anzuknüpfen, erwies sich als naiv. Es gab überhaupt keinen Abfall. Es gab überhaupt keine Konsumartikel. Nicht einmal Papier. Marx' und Lenins Werke fanden auf dem WC eine «materialistische»

Maria Lichtsteiner: Fremde Sprachen:  
Bananenschachteln Lesbar sind nur noch  
als Chiffre des die Bilder.  
Mobilien.

**Марія Ліхтштайнер  
Maria Lichtsteiner**

Марія Ліхтштайнер народилася в м. Луц у 1956 р.  
1984/87 клас вишнього мистецтва, Берлін  
1987/89 клас вишнього мистецтва, Берлін  
1988 перебування в Нью-Йорку, США  
1989/91 вільна художниця в об'єднанні «Більше»-Люцерн  
1992/93 робота і життя в Ризі, Литва  
1993 в теперішній час живе і працює в Києві, Україна

ПРЕМІЇ ТА СТИПЕНДИЇ  
1990 премія на конкурсі, Луц  
1992 премія на конкурсі, Луц  
Фонд Христопфера Меріана, Базель  
художниками Києва і Базеля з 1992

Марія Ліхтштайнер, geboren 1956 in Zug  
1984/87 Schule für Gestaltung, Basel und  
1987/89 Fachklasse Freie Kunst, Bern  
Aufenthalt in New York, USA  
1988 Freischaffende Künstlerin in Luzern  
1989/91 Werkverens «Bildzwang» und  
Arbeiten und Leben in Riga, Lettland  
zurzeit Arbeiten und Leben in Kiev

WERKBEITRÄGE UND STIPENDIEN  
1990 Werkbeitrag, Zug  
1992 Werkbeitrag, Zug  
1992 Christoph Merian Stiftung, Basel  
Basel – Kiev unterstützt durch A...

**Маріс Мументалер  
Marlise Mumentaler**

EINZELAUSSTELLUNGEN  
1991 Aldorf Kellertheater Vogelsang  
1992 Kunstmausoleum, Biel  
1993 Galerie o.T.

GRUPPEN-AUSSTELLUNGEN  
1991 Kunstmuseum Bern Weisser Saal  
1992 I.R. des Aeschlimann Stipendium  
1993 Chrämerthus, Langenthal  
1993 I.R. des Aeschlimann Stipendium  
1993 Komschütta, Luzern  
1993 I.R. des Aeschlimann Stipendium

Verwertung. Maria Lichtsteiner behalf sich mit Tapetenpapier und verlegte sich aufs Zeichnen. Sie kannte kein einziges Produkt im Laden. Die gewohnten Systeme funktionierten nicht mehr. Sie musste Überlebensstrategien entwickeln, Kommunikationsstrategien. Zur Beschaffung der Materialien war sie auf ein arbeitsteiliges System von Freundschaften angewiesen. Dazu kam der dauernde Umbruch: Die Währung wechselte, die Jetons der Metro wurden über Nacht ausgetauscht, kurz: Normalität gab es nicht.

Nach drei Monaten hätte sie genug, mutmassen ihre Freunde in der Schweiz. Es kam anders. Maria Lichtsteiner reiste noch weiter nach Osten, nach Kiew, später nach Tiflis, sechs Jahre lang. In der Sechs-Millionen-Stadt in der Ukraine entwickelte sie ihre wandfüllenden Stadtskizzen, die, rastermässig in Quadrate unterteilt und installiert, grossen Stadtplänen glichen. Ein Thema, das sich als ausbaufähig erwies. Vor drei Jahren flog sie zurück und gleich weiter Richtung Westen. Sie studierte im schottischen Edinburgh, das ihr grauer und verregener vorkam als die Städte im Osten. Neue Städteindrücke überlagerten sich mit früheren, das Thema Stadt begann sie als Forschungsarbeit in struktureller Phänomenologie zu interessieren.

Die Überschreitung politischer Grenzen kann zu unvorhersehbaren Erfahrungen führen, das könnte die Moral dieser Umzugsgeschichte sein. Maria Lichtsteiner sieht ihre frühere Umgebung jetzt mit den Augen einer Touristin. Genau diese Er-

schütterung von Wahrnehmungsmustern war Ziel ihres Aufbruchs gewesen.

*Begrenzung als Heimat, das macht für Etter die Besonderheit des Kleinstaates aus. Mit föderalistischem Pathos wendet er das Etikett auch auf den Staat im Staat, den Kanton an, dem er eine eigene Volksseele zuschreibt. Heimat und Staat gehören bei uns als Begriffe zusammen, und die hiesige Erde ist heilig, weil in ihr die Gebeine der Vorfahren ruhen. Nur hier ist der Zuger ganz bei sich. Und unter sich, ist man versucht zu ergänzen, denn 1952 schoss der Finanzplatz noch nicht ins Kraut.*

#### Trampelpfade und Quantensprünge

An ganz andersartige Grenzen stiess der Musiker Hans Hassler (geboren 1945 in Chur). Da war er seit früher Jugend in der Churer Volksmusikszene unterwegs, vom Vater eingefuchst, als einer von zwei Handörgelern im Brüdertrio, und eiferte dem «Akkordeon-Weltmeister» nach.

Den Titelträger von 1956 besuchte er in St. Gallen, als Elfjähriger, und beeindruckte ihn. Mit Jost Ribary improvisierte er im Zürcher Niederdorf. Und so gings immer weiter, die Stufen einer erfolgreichen Musikerkarriere empor: Klarinette als Zweitinstrument, Knabenmusik, eigene Dixie-Band in der Kantonsschule, später Klavier und Tonmeisterambitionen, dem Vaterwunsch nach einem seriösen Beruf zuliebe, die Musikakademie in Zürich, Studien bei Paul Müller-Zürich.



*Tönt alles wie Oberkrainer: die Krux mit der Handorgel.*

Bei all dem hatte Hassler sein früheres Hauptinstrument zurückgestellt. Er hatte gemerkt, dass man bei diesem Instrument stilistisch eingeschränkt war. Schumann war nicht möglich, es tönnte immer wie die Oberkrainer. Dynamik gabs keine. Dafür viel leeres Virtuositentum. Dabei hatte er am Radio Bach entdeckt und Gerry Mulligans Concert Jazz Band. Das Instrument der Kinder- und Jugendjahre war ins Hintertreffen geraten. Aber da gab es diesen Schlussabend nach einem Konzert mit der Orchesterschule in Budapest. Hassler gab eins zum Besten auf der Handorgel, der Quetsche, dem Schifferklavier. «Ich führte etwas vor, was die anderen nicht konnten», erinnert er sich: Tango, La Paloma, Ragtime, alles spontan arrangiert. An diesen Auftritt im kleinen, aber sachverständigen Kreis denkt er gern. Eines Tages hörte er den Dänen Mogens Ellegaard am Radio. Da ertönten zwei Melodien gleichzeitig, polyphon. Eine neue, überraschend vielfältige Welt tat sich auf. Hassler besuchte Ellegaard und begann bald einmal neu und anders zu improvisieren. Er operierte weit abseits der ausgetretenen Ländlerpfade, aber auch in sicherer Distanz zum Barmusik-Klischee. Er tüftelte an der herkömmlichen Mechanik herum, die ihn in ihrer Primitivität immer an afrikanische Kultobjekte erinnerte, beriet italienische Herstellerfirmen, liess sich das bestmögliche Instrument bauen, «Mythos» mit Namen, Produktionsnummer 1. Auf einmal liess sich fast alles spielen, was Hassler anstrebte: Er improvisierte mit dem Westschweizer

Jazz-Bassisten Léon Francioli zusammen, trat solo am Jazzfestival Zürich auf, begleitete Theaterproduktionen, am Stadttheater Basel und in der Opera Factory, Musicals und Tanztheaterabende, nicht selten als «Alleinmusiker», er erledigte auch Hörspielvertonungen im Alleingang und «illustrierte» literarische Texte von Autoren, etwa von Max Huwyler. Zudem wirkte er in Hans Kennels «Habarigani» mit, wo er sich neben bewährten Blasinstrumenten zu behaupten wusste, und in La Lupas Begleitkapelle. Weg war der «Stallgeruch» der Handorgel, jener Schlüsselreiz, der den sofortigen Wiedererkennungseffekt einleitete und alle stilistischen Ausbruchversuche von Beginn weg torpedierte, abgehängt waren auch die kuriosen Versuche, das Akkordeon zum Soloinstrument an der Spitze eines Sinfonieorchesters aufzuwerten. Die kulturell tradierten Grenzen des volksmusikantischen Grundpfeilers waren parallel zu einem Emanzipationsprozess persönlichster Art über den Haufen geworfen worden. Unbegrenzte Möglichkeiten taten sich auf. Hans Hassler denkt heute an einem Solo-programm herum. Mehrstimmige Melodieführung wäre garantiert – selbst wenn da nur ein einziger Mann im Orchestergraben sitzen sollte.

*1952. Die Schweiz als Markenzeichen, als Armbrust, als Rotes Kreuz, als Fluchtbürg ausländischer Kapitalien und Hort des Arbeitsfriedens, rüstete sich erneut zum Überlebenskampf, wieder unter der Narrenkappe der Neutralität versteckt, diesmal mit dem Rücken gegen die Zug-*

*luft, welche die in Ost und West polarisierte Grosswetterlage mit sich brachte. Was blieb, war die Definitionsmacht der Bedrohung, was das Erhaltenswürdige, das Humane betraf. Der «Heimatschutz» wurde vom Bollwerk der Alpen ausgehend auf die Landschaft als Sujet der Malerei, auf die historischen Ortsbilder, aufs «Heimatschutztheater». Der Schock der Nazi-Barbarei war noch nicht verheilt, verfrühte Demobilisation gefährlich. Wieder galt es, die Grenzen um das geistig Gesunde dichtzumachen, diesmal gegen atheistisch-kommunistische Weltverschwörung und amerikanisch-neoimperialistische Sittensetzungs. Weniger patriotisch gesinnte Kreise sagten solchem «Heimatstil» den Kampf an: dem Eingegrenzten, Eingezäunten, der Tendenz zur Verniedlichung von Gegensätzen, zur Harmoniesucht. Paul Nizon ortete sie in der Enge des kulturellen Klimas, Max Frisch im Herrschaftscharakter der Armee, Iris von Roten in der Bevormundung der Frau.*

#### Spiel über Körpergrenzen hinweg

«Wir haben nicht nur einen Körper, wir sind ein Körper», sagte ein Schüler des Psychologen Wilhelm Reich. Wenn der Körper aber zur Existenz des Individuums wesentlich gehört, dann hat diese Existenz auch an ihrem Körper ihre unverrückbare Grenze. Seine mechanischen Möglichkeiten bestimmen die Bewegungsfreiheit, von seiner sensitiven Empfindlichkeit hängt unsere Wahrnehmungsfähigkeit ab, sein

Ausdruck macht unsere Erscheinung für die Mitmenschen aus. Der Körper, ein Gefängnis? Begrenzung des Geistes oder der Seele? Das Prinzip, an dem die Freiheit des Individuums wie des Gattungswesens Mensch ihr Ende hat? Die Chamer Künstlerin Hannah Villiger (1951 – 1997) näherte sich dem Körper wie eine Bildhauerin. Sie stellte aber kein Doppel des eigenen Körpers her, trat nicht in einen Dialog mit einem leblosen Gegenüber. Vielmehr entdeckte sie die Möglichkeit, Ansichten ihres eigenen Körpers aus vertrackten Nahperspektiven zu fotografieren. Dabei hielt sie die Polaroid-Kamera mit ausgestrecktem Arm, ohne Stativ, und jeweils kurze Zeit später das Sofortbild in der Hand, aufgrund dessen sie die Stellung verändern, korrigieren, völlig neu anordnen konnte. Auf engstem Raum, in einem Zimmer der Wohnung in Basel, entstanden so Körperkompositionen, die in der Kunstwelt einzigartig geblieben sind. Die Fotografie nimmt dabei die Rolle der Haut ein, sie erweitert dieses grösste menschliche Sinnesorgan, das die gesamte Gestalt umhüllt, indem sie Hautoberflächen ablichtet und deren Abbild einfriert.

Das alles mag vertraut tönen. Es sieht aber nicht vertraut aus. Denn Hannah Villiger wählt Nahaufnahmen, fragmentierte Ausschnitte. Und sie paart und gruppiert Gliedmassen zu Gelenken, Fugen, Verlängerungen, die für gehörige Verwirrung sorgen, oft gänzlich unlesbar bleiben. Eine

Pantomime in Nahperspektive entfaltet so ihr ungewohntes Ausdruckspotential.



Kaum ins Blickfeld gerät das Gesicht. Mimik wird nicht arbeitsteilig auf diesem, sondern an sämtlichen Stellen des Körpers aktiviert. Alles ist Ausdruck und alles Bedeutung, Poren und Falten werden zu Zeichen. Da sind keine Augen, keine «Körpersprache», auf die rekurriert werden könnte, auch keine Erotik – alles muss erst neu erfunden werden. Und es wird neu erfunden: Die Fügungen im Einzelbild gehen mit assoziierten Fotos der selben, leicht variiertes oder ganz anderer Körperansichten abstrakte Bildmuster ein. Die stark vergrösserten Bildquadrate legte die Künstlerin zu diesem Zweck zu wandfüllenden Gruppen aus. Der Blick des Betrachters schweift über keine Gestalt, mit der er in Kommunikation treten könnte, weil er den fotografierten Körper ja nie als Ganzes erkennt.

Er wird aufgefächert und auf eine Auslage aus vielfältigen Detailansichten gelenkt, vor allem aber abgelenkt von vertrauten Gestaltmustern und Wiedererkennungscodes. Die Künstlerin hat es immer raffinierter verstanden, ihre durch den Bildausschnitt fragmentierten Körperansichten unkenntlich zu machen oder gar falsche Fährten zu legen. Vieldeutigkeit ist Programm. Nicht selten erschrickt man, weil man sich in einen intimen Bereich vorgestossen wähnt, hat dann aber nur Kopfhair mit Schamhaar verwechselt. Was sich so präsentiert, ist ein aus allen Funktionszusammenhängen gelöster, autonomer Kunst-Körper, ein unbekannter Kontinent.

Man ist ein Körper – diese Beschränkung ist mitunter schwer auszuhalten. Hannah Villiger nahm sie nicht als existenzielles Verhängnis wahr, auch wenn eine schreckliche Krankheit ihr Leben verkürzte. Der Körper hat nicht nur zu funktionieren und Erwartungen zu erfüllen oder Schönheitsnormen, er hat Anrecht auf ein zweckfreies

Gerät für Nahaufnahmen:  
Hannah Villigers  
Polaroid-Kamera.

Eigenleben. Hannah Villiger zeigt uns, wie man zu einer anderen Ästhetik des menschlichen Körpers kommen könnte. Zu einer Befreiung von kulturellen Zwängen, die wir für das Diktat des Körpers halten.

*Die ideologische Neubesetzung und geistige Aufrüstung der alten, mit der Waffe verteidigten Grenzen genoss nicht bei allen Generationen eine der Landi-Ideologie vergleichbare Akzeptanz. Jeder Grenze haftet immer ein über sich selbst Hin- ausweisendes an – drinnen wie draussen. Diese Doppelwirkung muss Dürrenmatt in seiner Rede über die Schweiz als Gefängnis gemeint haben. Bereits 1945 – «wo me wider hät usecböne» – nutzte nicht nur Max Frisch den lange entbehrten Zugang zur Welt. Auch Zugerinnen und Zuger erweiterten nach Kriegsende ihren Lebens- und Wahrnehmungsraum: der Fotoreporter Christian Staub, die Schriftstellerin Helen Keiser, die Schauspieler Heinz Bühlmann, Walo Lüönd, Ines Burkhardt, später der Fotograf Alberto Venzago, der Dirigent Mario Venzago, der Maler Albert Merz, die Filmemacher Christoph Kühn, Michael Hegglin und Kristin Konrad, die Schriftsteller Thomas Hürlimann und Christoph Brändle, später die Musiker Roland Dabinden und Hildegard Kleeb, die Journalisten Ignaz Staub und Martin Durrer, um nur einige zu nennen. Studienaufenthalte im Ausland gehören seither zu den festen Bestandteilen der Ausbildung. Nicht nur am Geburtsort ist die Zugerin, der Zuger ganz bei sich – und einige kehren nicht zurück.*

Maria Lichtsteiner, Hans Hassler, Hannah Villiger – alle drei haben sie gelernt, mit Grenzen umzugehen. Sie liessen sich nicht einschüchtern oder gar abschrecken von dem, was sie hinter diesen erwarten würde. Genau diese Zivilcourage ist gefragt, wenn wir uns nicht hinter den Grenzen des Vertrauten verstecken und immer nur das Lob des Herkommens singen wollen.

*Adrian Hürlimann, Jahrgang 1950, lic. phil. I, studierte Germanistik, Anglistik und Publizistik, war Kulturredaktor bei Zuger Zeitungen. Seit 1998 ist er freier Journalist und Kinodirektor, 2000 weilte er im Atelier des Kantons Zug in Berlin.*



# Bemerkenswertes

## Neues Leben im Kloster

Am 15. Juni 2001 wurden im Kloster Maria Opferung vier Wohnungen für Gast-Künstler und -Wissenschaftler der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr eröffnet.

Für die Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr zählen die Künstlerförderung und der Kulturaustausch zu ihren wichtigsten Aufgaben, seit der Epochenwende von 1989 insbesondere auch mit den Ländern Mittel- und Osteuropas. Diese Aktivitäten sollen der Isolation im Lande selbst und in Europa entgegenwirken. Sie sollen auch einen Beitrag leisten zum friedlichen Zusammenwachsen der über vierzig Jahre durch den «eisernen Vorhang» in Ost und West getrennten Teile Europas.

Seit Mitte der 1980er-Jahre besitzt die Stiftung für ihr Künstlerförderungs-Programm vier kleine Häuser in London. Diese werden Kulturschaffenden, zusammen mit einem Stipendium für 6 oder 12 Monate, zur Verfügung gestellt. Einige Zeit in einem fremden Kulturkreis zu leben, bringt menschliche und berufliche Anregungen, öffnet den Horizont und weckt Ver-

ständnis für andere Kulturen, Bräuche, Lebens- und Denkweisen. Die Erfahrungen der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr mit solchen Werkjahren bestätigen immer wieder, dass diese Art der Förderung eine sehr nachhaltige Wirkung hat.

Zu Beginn der 1990er-Jahre, kurz nach dem Fall der Berliner Mauer, hat sich die Stiftung massgeblich am Aufbau von zwei internationalen Wissenschafts-Instituten in Budapest und Bukarest beteiligt. Dies mit dem Ziel, mitzuhelfen,

die durch die verschiedenen Entwicklungen in West und Ost unterschiedlich ausgeprägten Wissenskulturen zusammenzuführen. Ende der 1990er-Jahre hat die Stiftung vier Wohnungen in Berlin erworben, die,

zusammen mit einem Lebenskostenbeitrag, an Künstler und Wissenschaftler, insbesondere aus der Romandie sowie aus dem Tessin und aus Ländern Mittel- und Osteuropas vergeben werden. Die Stiftung verfügt heute auch über je eine Wohnung in Budapest und Bukarest.

### Idee Kapuzinerkloster

Es war schon seit Jahren der Wunsch der Stiftung, auch Kulturschaffende nach Zug einladen zu können. Verschiedene Projekte für die Erstellung von Wohnateliers in Zug haben sich im Laufe der letzten Jahre zerschlagen. 1998 schien das Ziel in Griffnähe gerückt. Der Zuger Stadtrat hatte den Plan, die städtische Musikschule ins frei gewordene Kapuzinerkloster zu übersiedeln und der Stiftung vorgeschlagen, dort auch ihre Wohnateliers einzurichten. Die Detailplanung war abgeschlossen, das Projekt mit allen Beteiligten abgesprochen und die Finanzierung geregelt. Die Kapuziner-Mönche hatten sich aus dem Kloster zurückgezogen. Der Zuger Bürgerrat, als Besitzer der Gebäude des Klosters, stand dem Projekt



Musikschule/Ateliers der Stiftung im ehemaligen Kapuzinerkloster positiv gegenüber. Die Zuger Bürgerversammlung aber lehnte das Projekt ab und verlangte eine wiederum kirchliche Nutzung dieser Räume. Die Enttäuschung darüber war sowohl bei den involvierten Vertretern der Stadt als auch bei der Stiftung gross. Im Frühsommer 2000 eröffnete sich nach einem Gespräch mit der Frau Mutter des Klosters Maria Opferung, Schwester Anna Nerlich, für die Stiftung eine neue Möglichkeit. Die Gemeinschaft der Schwestern des Klosters Maria Opferung

war kleiner geworden und somit war ungenutzter Raum vorhanden. Die Gemeinschaft der Schwestern nahm sich drei Monate Zeit, um die Frage zu diskutieren, ob die Schwestern Raum abgeben wollen, um Wand an Wand mit immer wieder anderen fremden Menschen zu leben und ob der klösterliche Rahmen dabei geschützt bleiben könne. Jede der 18 Schwestern hat ihr Dafür und Dagegen geäussert. Am 25. August 2000 gaben alle Schwestern ihre Zustimmung zum Projekt Atelierwohnungen im Kloster. Die Schwestern waren sich bewusst, dass sie mit dieser Entscheidung die

Zukunft eines Teils des Klosters gestalten und dass das Kloster auch in Zukunft, die für die Gemeinschaft der Schwestern offen ist, ein Ort des Kulturschaffens bleiben wird. Die Gemeinschaft der Schwestern hat der Stiftung das Erdgeschoss sowie den zweiten und dritten Stock mit Dachstuhl des 1910 im Rahmen der letzten Klostererweiterung der Architekten Dagobert Keiser und Richard Bracher erstellten Gebäudeflügels für 50 Jahre vermietet. Die Stiftung hat in diesem bisher nur vom Kloster her erschlossenen Gebäudeteil ein Treppenhaus eingebaut, damit die Privatsphäre der Schwestern (Klausur) gewahrt bleibt. Im Erdgeschoss dieses Gebäudes wurden Eingang, Gemeinschaftsraum und Waschküche für die Gäste der Stiftung erstellt, im zweiten Geschoss ein Wohnstudio sowie eine Kleinwohnung. Im dritten Stockwerk und Dachstuhl konnten zwei geräumige doppelstöckige Wohnungen realisiert werden. Im Klosterhof werden in der nächsten Zeit in leerstehenden Räumen zwei Ateliers/Werkräume eingerichtet.



*Kunstschaaffende  
im Kloster:  
spannendes Wagnis.*

*Die Klosterpforten  
öffnen sich:  
nach knapp  
400 Jahren.*

## Namen von alten Zugern

Drei der Wohnungen der Stiftung tragen die Namen von alten Zuger Geschlechtern und erinnern an Persönlichkeiten, die in den Bereichen Kunst und Wissenschaft Leistungen mit in ihrer Zeit europäischer Ausstrahlung erbracht hatten; an den Barockdichter Johann Kaspar Weissenbach (1633 – 1678), den Humanisten und Sprachwissenschaftler Peter Kolin (ca.1508 – 1542) und an Beat Fidel Zurlauben (1720 – 1799), Begründer einer der grössten Privatbibliotheken seiner Zeit. Die vierte Wohnung ist dem Andenken eines bedeutenden Bildhauers unseres Jahrhunderts gewidmet, Fritz Wotruba (1907 – 1975), der dank Hilfe seiner Schweizer Freunde nach dem Anschluss Österreichs an das Dritte Reich in die Schweiz emigrierte und bis 1945 in Zug leben und arbeiten konnte. Klöster sind seit über 1000 Jahren stille Orte der Arbeit und des Gebetes, der Meditation, aber auch der Künste und Wissenschaft. Die Wurzeln des Kloster Maria Opferung gehen ins



14. Jahrhundert zurück. 1656 ist erstmals eine Klosterschule aktenkundig. Die Schwestern von Maria Opferung haben früh Pionierarbeit in der Erziehung geleistet und über 350 Jahre eine Schule geführt, die Mitte des 19. Jahrhunderts weiterhin als beste Mädchenschule der Zeit galt. Die Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr schätzt sich glücklich, dass ihre Gast-

Künstler und -Wissenschaftler ihren Aufenthalt in Zug in einem seit Jahrhunderten ununterbrochen aktiven geistigen und kulturellen Zentrum abendländischer Tradition verbringen dürfen. Die Stiftung hätte sich kein schöneres Geschenk zu ihrem 30-jährigen Bestehen wünschen können. Die Schwestern von Maria Opferung sind das Wagnis eingegangen, einen Teil ihrer

Räume für die Kunst und Wissenschaft des 21. Jahrhunderts zu öffnen. Für diesen Mut und diese Grosszügigkeit gebührt ihnen der herzliche Dank der Stiftung, aber auch der Öffentlichkeit.

Heinz A. Hertach, Geschäftsführer Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr

Fenster mit Ausblick:  
in einem der neu  
geschaffenen Ateliers.

Blasmusik ist mehr als das Hinschmettern von flotten Märschen; Zuger Blasmusik ist aktuell und auffallend erfolgreich.

Die Musikgesellschaft Cham gewann am Eidgenössischen Musikfest 2001 in Fribourg den ersten Rang; die Musikgesellschaft Risch-Rotkreuz kam gleichenorts auf den vierten Platz; die Kadettenmusik Zug errang die «Silberne Palme» von Calella in Spanien; schliesslich erreichten die Oberägerer Dorfspatzen in Tschechien am Wettbewerb um das «Goldene Flügelhorn» den Publikumspreis. Was ist da passiert? Wie sind solche Erfolge zu erklären? Wie hat sich die Blasmusik im Kanton Zug seit der Gründung des ersten Vereins, der Musikgesellschaft Menzingen bereits 1811, entwickelt? Die jüngsten Auszeichnungen der Zuger Blasmusikvereine an nationalen und sogar internationalen Wettbewerben zeigen es deutlich: Die Blasmusik im Kanton Zug ist sehr lebendig und entwickelt sich stetig weiter. Und wie könnte ihre Zukunft aussehen? Darüber haben wir uns mit vier Musikern unter-

halten, welche sich aktiv für die Blasmusik im Kanton Zug einsetzen. Mit dem ersten Rang der Musikgesellschaft Cham am Eidgenössischen Musikfest 2001 wiederholt sich die Geschichte. Bereits vor 35 Jahren hatte sich die Chamer Musikgesellschaft einen ersten Rang in der ersten Klasse erspielt. Max Schnurrenberger, bereits seit 50 Jahren Trompeter der Musikgesellschaft Cham und langjähriger Präsident des Kantonalen Musikverbandes, sieht aber zwischen den beiden Erfolgen einen sehr grossen Unterschied. Wenn die Musikgesellschaft Cham damals so gut gespielt hätte wie heute, hätte sie seiner Meinung nach dieses Jahr problemlos in der Höchstkategorie starten können. Für Max Schnurrenberger ist das sehr bezeichnend für die Entwicklung der Blasmusik.

## Bessere Literatur, Instrumente und Ausbildung

Dass die Blasmusik in der ganzen Schweiz, aber im Speziellen im Kanton Zug, eine grosse Entwicklung durchgemacht hat, bestätigt auch August Krieg. Er war von 1941

bis 1977 Dirigent der Musikgesellschaft Menzingen und während 25 Jahre Präsident der Musikkommission des kantonalen Blasmusikverbandes. Als wichtigen Grund für den Fortschritt innerhalb der Blasmusik nennt er die musikalische Literatur. Früher bestand das Repertoire der

Blasmusikformationen aus Orchesterbearbeitungen und Märschen, seit mehreren Jahrzehnten gibt es aber Originalkompositionen für Blasmusik, die den Möglichkeiten der Instrumente besser Rechnung tragen. Als weitere Gründe sieht er zudem die Instrumente, die viel besser geworden sind

## Erfolge der Zuger Blasmusik

FÊTE FÉDÉRALE DE MUSIQUE EIDGENÖSSISCHES MUSIKFEST FESTA FEDERALE DI MUSICA FIESTA DA MUSICA FEDERALE  
FRIBOURG  
15-17 / 22-24 juin 2001

**S** Fiche d'appréciation / Musique concertante / Morceau de choix  
Bewertungsblatt / Konzertmusik / Selbstwahlstück  
Foglio di valutazione / Musica da concerto / Pezzo a scelta

Société: Musikgesellschaft Cham  
N° de contrôle: 129  
Réf. n°: 129

Catégorie: I  
Type de formation: H  
Batterie: H

Division: b  
Jury: E  
Date: 2001

Morceau de choix: Music for Arosa  
Selbstwahlstück: Pezzo a scelta: Music for Arosa

Compositore: Philip Sparke

	Expert A Esperto A	Expert B Esperto B	Expert C Esperto C	Note par facteur (max. 30) Note je facteur (Maximum 30) Punteggio per fattore
Justesse et intonation Stimmung und Intonation Qualità e intonazione	9	8	9	26
Rythme et mesure Rhythmus und Metrum Ritmo e metro	9	9	9	27
Dynamique et équilibre sonore Dynamik und Klangausgleich Dinamica ed equilibrio sonoro	9	9	8	26
Qualité d'émission, technique et articulation Tonkultur, Technik und Artikulation Qualità dell'emissione, tecnica ed articolazione	9	9	9	27
Expression musicale Musikalischer Ausdruck Espressione musicale	10	10	9	29
Interpretation Interpretation Interpretazione	10	9	9	28
Points obtenus (Maximum 180) Erzielte Punktzahl (Maximum 180) Punteggio ottenuto (massimo 180)				163

Signature des experts:  
Unterschrift der Experten:  
Firma degli esperti:

Expert A: *[Signature]* Expert B: *[Signature]* Expert C: *[Signature]*  
Esperto A: *[Signature]* Esperto B: *[Signature]* Esperto C: *[Signature]*

Notenblatt der Jury:  
die meisterliche  
Musikgesellschaft  
Cham.



und auch die Ausbildung der Musikantinnen und Musikanten, die seit über 30 Jahren an den Musikschulen im Kanton angeboten wird. Bei der Entwicklung der Lehrmittel für die Musikschüler, zum Beispiel die Möglichkeit mit einer CD mitzuspielen, gerät August Krieg sogar ins Schwärmen und wäre froh gewesen, wenn auch er während seiner Tätigkeit als Musiklehrer von solchen Mitteln hätte profitieren können. Diese Qualitätssteigerungen in der Blasmusik haben sicherlich zu den vielen Erfolgen der Zuger Blasmusikvereine beigetragen und da gibt es einige grössere Höhepunkte zu verzeichnen. Neben den erwähnten Erfolgen gab es viele andere Konzerte oder Auftritte der Zuger Vereine innerhalb und ausserhalb des Kantons, die nicht auf Ranglisten festgehalten werden können. Der amtierende Musikkommissionspräsident des Blasmusikverbandes und zudem Dirigent

des Musikvereins Rotkreuz, Erich Zumstein, teilt die Meinung von August Krieg und Max Schnurrenberger, dass die Blasmusikvereine im Kanton im Laufe der Zeit viel besser geworden sind. Als Dirigent profitiere er von der besseren Qualität der Instrumente und auch von den besser ausgebildeten Vereinsmitgliedern, aber dafür kämpfen die Vereine seiner Meinung nach heutzutage mit anderen Schwierigkeiten. Als grösstes Problem sieht er den Nachwuchs. Weil die jungen Leute sich unter Blasmusik etwas Falsches vorstellen, sei es schwierig, sie abzuholen. Die Jugendlichen für eine Jugendmusik mit moderner Literatur zu begeistern, sei die erste Herausforderung, aber sie nachher für einen Wechsel in die «grosse» Musik zu motivieren, ist nach seinen Erfahrungen sehr schwierig. Markus Wismer, Dirigent der Musikgesellschaft Steinhausen, der Junior- und Senior Band der Musikgesellschaft

Risch-Rotkreuz und zudem Musiklehrer, hat die gleichen Erfahrungen gemacht. Beim Publikum und speziell bei den jüngeren Generationen stellt er nach wie vor fest, dass das «Marsch-musik-Image» der Blasmusik immer noch weit verbreitet ist und dass die grosse Entwicklung der Blasmusik im Allgemeinen zu wenig wahrgenommen wird. Eine Möglichkeit gegen das falsche Image anzukämpfen, sieht er darin, dem Publikum an den Konzerten etwas ganz Spezielles zu bieten. Darum bemüht er sich an seinen Konzerten dem Publikum die heutige Blasmusik zu präsentieren, aber der Marsch für den traditionellen Blasmusikliebhaber darf trotzdem nicht fehlen. Trotz Imageschwierigkeiten und Nachwuchsproblemen schauen sowohl die beiden älteren Blasmusikkenner August Krieg und Max Schnurrenberger als auch die beiden Dirigenten Erich Zumstein und Markus Wismer der Zukunft der

Blasmusik positiv entgegen. Als wichtigste positive Zeichen wertet Erich Zumstein die Motivation, die Begeisterung und den Zeitaufwand der Personen, die sich für die Blasmusik einsetzen. Zudem habe man aus Fehlern gelernt. So werden zum Beispiel junge Musikant(-inn-)en früher in den Hauptverein aufgenommen, um sie frühzeitig musikalisch und auch sozial in den Verein zu integrieren und sie für die Blasmusik zu begeistern. Auch Markus Wismer schaut positiv in die blasmusikalische Zukunft, hofft aber sehr, dass das Publikum immer mehr Gefallen finden wird an den neuen Formen der Blasmusik und nicht nur traditionelle Blasmusik und Märsche hören will. Für Max Schnurrenberger ist die Blasmusik zu alt, dass sie verschwinden könnte. Wenn sich diese Prognosen und Einschätzungen bewahrheiten, dürfen wir auch in Zukunft mit erfolgreichen Zuger Blasmusikvereinen rechnen. Schliesslich kann sich August Krieg eine Zukunft ohne Blasmusik gar nicht vorstellen – Krieg ist immerhin 89-jährig.

Deborah Annema

*Höchste Konzentration  
beim Konzert:  
die Kadettenmusik Zug  
unter Yves Illi.*

*Was hat die «Yellow» mit dem Zuger Neujahrsblatt gemeinsam? Oder was hat die Klinik Adelheid mit der Zuger Job-Börse zu tun? Gemeinsam verbindend ist die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug (GGZ). 14 Institutionen sind unter diesem Dach vereint. Am 5. Mai 2001 feierte die GGZ auf dem Landsgemeindeplatz in Zug ihren Tag.*

Es gab an diesem Tag kein besonderes Jubiläum zu feiern, aber die Idee, alle 14 Institutionen der GGZ einmal gemeinsam vorzustellen, setzt auch nicht zwingend eine runde Jahreszahl voraus. Mitglieder der GGZ, Sponsoren, Mitarbeitende, anverwandte Institutionen und die breite Bevölkerung sollten Gelegenheit haben, die GGZ kennenzulernen und zu erfahren, was die 14 Institutionen tun, und miteinander einen gemütlichen Tag zu verbringen. Bis dahin aber war es ein langer Weg. Was am Tag selbst noch da und dort Freude oder Leid auslöste, zeigt nachfolgend der Stimmungsbericht über den 5. Mai 2001. 7.30h. Unter Altstadt 23. Die Projektleiterin für den «Tag der

**Ein Fest  
für alle**

# Warum es sich lohnt, auch dabei zu sein

**erfahren Sie am 5. Mai**

Tag der GGZ, Samstag, 5. Mai 2001, 12 bis 23 Uhr,  
auf dem Landsgemeindeplatz in Zug

Gemeinnützige Gesellschaft  
des Kantons Zug

GGZ» verlässt ihr Haus. Die Altstadt Untergasse ist – wie meist zu dieser Zeit – noch ruhig und verlassen. Erst bei der Seestrasse kehrt Leben ein. Hunde und ihre Besitzer kommen vom Morgenspaziergang zurück. Auf dem oberen Landsgemeindeplatz haben die Marktfahrer ihre Position bezogen und sind mit Frühaufstehern in Verkaufs-

verhandlungen. Die Sonnenstrahlen wärmen. Verlassen und einsam steht ein grosses Zelt auf dem unteren Landsgemeindeplatz, das es zu beleben gilt. 8.00h. Morgenaktivität macht sich breit. Von verschiedenen Wegen kommen die GGZ Angestellten und Projektteilnehmerinnen aus allen Arbeits-

projekten. Wo bleibt Helfer P.? Autos fahren zu. Die Skulpturen der Sennhütte werden ausgeladen und vor dem Zelt von den Bewohnenden der Sennhütte platziert. Gas für die bevorstehende Ballondekoration wird angeliefert. Menschen aus fremden Kulturen suchen ihren Standplatz für die Verpflegung. Ein Marktstand steht präzise dort, wo die Getränke hin sollen. Für die Power-Point-Präsentation muss noch ein Teil des Zeltes verdunkelt werden. Die Plakatständer sind noch nicht richtig platziert, wer macht dies? 9.00h. Gläser, Besteck und Allerlei vom GGZ Recycling Service Baar sollte noch aus dem Auto des GGZ Bauteil-Laden gehievt werden. Die Bartische für den Aperitif sind noch im Gasthaus Rathauskeller zu holen. Eine Zeltstange beim Kinderzelt fehlt. Die Dekoration im Innern, wo bleibt sie? 9.30h. Helfer P. trifft übernächtigt ein. Er sucht seinen Arbeitsbereich. Niemand hat wirklich Zeit. Der Alleinunterhalter Carlettino und der Techniker brauchen noch die letzten Anweisungen. Die Blumendekoration wird angeliefert. Die Tafeln mit



*Umnutzung des  
Ferienschiffes:  
die «Yellow» im  
Piratenlook.*

den wichtigen Informationen zu den einzelnen Werken der GGZ sind noch nicht an ihrem Platz. Die Apéro-Häppchen kommen. Helfer P. hat seinen Einsatzort gefunden und sucht die letzte Zeltstange fürs Kinderzelt. Soundcheck mit den Musikern ist angesagt. Das Mikrofon für die Referenten ist noch am falschen Ort, die Bäumchen passen nicht ins Bild, und die Dekoration hängt immer noch nicht. Die Zeit drängt. Um elf Uhr beginnt der offizielle Teil mit den geladenen Gästen.

11.00h. Die «Yellow», das Zuger Lagerschiff, hat ihre Verwandlung zum Piratenschiff vollzogen, das Kinderzelt der GGZ Arbeitsprojekte ist eingerichtet, einzig ein Zeltstangenteil fehlt, die Apparaturen für die Gesundheitstests der Lungenliga Zug und die Klinik Adelheid sind parat, die Skulpturen der Wohngemeinschaft Sennhütte verankert, «Sir Alfred's Combo» ist spielbereit, und im grossen Zelt ist alles dargetan. Die Gäste haben sich vor dem Eingang versammelt. Carlettino steht mit einem riesigen Blumenbouquet vor dem Zelteingang und verteilt Rosen. Der rote

Teppich ist gelegt. Einrichtungspause. Alle Helfenden strahlen, und die Sonne scheint.

11.10h. Das Startzeichen. Die ersten Gäste treten ein. «Sir Alfred's Combo» spielt Jazz-Klassiker. Das Zelt füllt sich.

11.20h. Ueli Scheidegger, der Präsident der GGZ, betritt die Bühne. Es folgen Begrüssungsworte, verbunden mit grosser Dankbarkeit, dass so viele Leute der Einladung gefolgt sind. Die kantonale Gesundheitsdirektorin Monika Hutter-Häfliger, Stadtpräsident Christoph Luchsinger und Alt-Nationalrätin Judith Stamm loben die seit 1884 von der GGZ wirkungsvoll umgesetzte Schwerpunktarbeit in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Sozialem und Kultur. Grosser Applaus für die traditionsreiche und ehrwürdige Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug. Jazzige Töne leiten über zum Apéritif.

Häppchen aus dem sonnigen Süden, passend zum Weisswein, werden gereicht. Vor dem Zelt steigen erste Rauchzeichen der Verpflegungsstände. Das Buffet mit Portugiesischen Spezialitäten vom Grill, TAMILISCHEM Reis, Döner Kebab,

Paella und Babylonteller ist eröffnet. Düfte verschmelzen mit Ferienerinnerungen. Helfer P. ist verzweifelt, wo ist die Zeltstange? Nach einem Bier sollte sie sich finden lassen. 12.00h. Türöffnung für die Bevölkerung. Ansturm. Das Klinik-Adelheid-Personal, das die GGZ-Bar betreut, weiss damit umzugehen. Auch mit P. Denn er hat Hunger. Das Nachmittagsprogramm läuft an und die Besuchenden stauen über das reichhaltige Programm: Informationen aus erster Hand vom GGZ-Vorstand, Bildpräsentation aller GGZ-Werke im verdunkelten Zeltteil, Gesundheitstests, Rundfahrten für Kinder auf dem Piratenschiff Yellow, eine Märli-Erzählerin für die kleinen Gäste in der Arena, Skulpturenschau auf dem Vorplatz, Unterhaltung mit Carlettino überall und musikalische Unterhaltung für jede Geschmacksrichtung. Der einsetzende Regen führt zu noch mehr gemütlichem Beisammensein auf den heimeligen Bänken der Brauerei Baar. Das Trio Les Cloches-Arts unterhält. Helfer P. hat einen Platz zwischen zwei attraktiven Damen gefunden. «Schönes



Fest, weiss nicht wieso, aber auch gut, und wenn schöne Frauen da sind, arbeite gerne.» Er bestellt eine Stange. Das Zelt kann warten. 18.00h. Der Abbau beginnt. Das Kinder- und Gesundheitszelt schliesst. Das Lagerschiff Yellow kommt von der letzten Kinderrundfahrt zurück, und die Therapeuten und Klienten der «Sennhütte» gehen ans Werk. Das Schiff wird zur Late-Night-Bar umgebaut.

19.00h. Der Rücktransport der kleinen Zelte ist organisiert. Helfer P. ist nicht vor Ort. Es geht auch ohne ihn. Im grossen Zelt ist es gemütlicher. Das Trio Euter bringt Stimmung. Sir Alfred's Combo spielt erneut bis zum Auftritt des Jugend- und Kinderchors Cham. 20.45h. Das Licht geht aus. 50 Girls huschen im Dunkeln zur Hauptbühne. Licht an. Die Show beginnt. Auf soviel

*Verteilte Rosen:  
der sympathische  
Clown Carlettino.*



*So vielseitig und beweglich wie die GGZ: der Jazz von «Sir Alfred's Combo».*

Schönheit bestellt sich P. lautstark ein Bier. Pssst!  
 21.30h. Zweiter musikalischer Block. Das Publikum genießt. Die Verpflegungsstände melden: fast ausverkauft. Die Barcrew lädt zu Café und Kuchen ein. Die Rotation beginnt. Vom grossen Zelt schnell zur Yellow-Bar und wieder zurück oder auch nicht. Helfer P. sucht lautstark nach netter Begleitung zur Bar. Die zwei attraktiven Sitznachbarinnen sind schon längst disloziert. Für Helfer P. war es ein langer Tag, es wird Zeit nach Hause zu gehen.  
 Mitternacht. Es regnet immer noch. Der Abbau im grossen Zelt beginnt. Die vermisste Zeltstange kommt zum Vorschein.  
 01.30h. Zwei Handvoll müder, aber glücklicher und zufriedener Menschen gehen auf ein letztes Glas zur «Yellow». Guido Simmen startet den Schiffsmotor. Im strömenden Regen bei Kerzenlicht, guter Musik und ohne Helfer P. steuert die «Yellow» auf offene See.  
 02.30h. Die Projektleiterin verlässt das Schiff am Landsgemeindeplatz, atmet die frische Luft ein und geht durch die ruhigen, verlassen Altstadtgassen.

02.35h. Unter Altstadt 23. Es war ein wirklich schöner Tag.  
*Projektrealisation: Nicolett Theiler Gutmann (GGZ Arbeitsprojekte)*  
*Arbeitsgruppe: Monique Gisler-Locher (Waldschule Horbach), Thomas Langenegger und Ursula Müller (Klinik Adelheid), Kerstin Gorges (Lungenliga Zug), Alex Andermatt (GGZ Recycling Service Baar), Severin Märki (VTG Sennhütte), Nina Stähli, Priska Acklin und Ernst Frischherz (Freizeitanlage Loreto), Beat Wicky (Zuger Neujahrsblatt), Werner Ulrich & Team (GGZ Geschäftsstelle).*  
*Auf- und Abbau: Zdenek Horak, Guido Simmen, Eugen Staub, Victor Jans, Alex Andermatt, David Schmied und viele Projektteilnehmer sowie das Zuger Job-Börse-Team.*  
*Mithilfe: Alle Vorstandsmitglieder der GGZ und über 80 Helferinnen und Helfer aus den GGZ Werken sowie den GGZ Arbeitsprojekten.*

### Die Gemeinnützige Gesellschaft

Seit 1884 ist die Gemeinnützige Gesellschaft im Kanton Zug mit ihren Werken in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Kultur und im Sozialen aktiv. Idee und Zweck der GGZ sind seit über 117 Jahren gleich: Menschen in Krisen- und Notsituationen schnell und unbürokratisch zu helfen. Die GGZ ruft, wenn immer notwendig und möglich, Institutionen ins Leben, die sich gezielten Aufgaben widmen.  
 Viele GGZ-Werke, wie die Klinik Adelheid, sind seit Jahrzehnten aktiv. Manche haben sich im Lauf der Zeit neuen Bedingungen angepasst, und einige (Zugerischer Verein für Schutzaufsicht, Spitex Beratungsstelle u. a.) konnten aufgelöst werden, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten. In jüngster Zeit sind Werke dazugekommen, wie die GGZ Arbeitsprojekte, die sich den Bedürfnissen und Nöten von heute annehmen. Heute gehören zur GGZ die Klinik Adelheid, Waldschule Horbach, Freizeitanlage Loreto, Lungenliga Zug, VTG Sennhütte, GGZ Arbeitsprojekte (Zuger Job-Börse, GGZ Bauteil-Laden, GGZ Recycling Service Baar, GGZ Büroservice, GGZ Service Team Steinhausen, Yellow – das Zuger Lagerschiff), der Kinderspielplatz Schnäggeleloch und das Zuger Neujahrsblatt. Rund 200 Personen sind im lokalen Sozialwerk beschäftigt. Die GGZ ist privatwirtschaftlich orientiert und wird ehrenamtlich geführt. Unterstützt wird sie vom Kanton und den Gemeinden sowie vielen treuen Mitgliedern und Spendern.

---

## Impressum

---

**Herausgeberin:**

Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug

**Neujahrsblattkommission:**

Beat Wicky (Präsident)

Konrad Mrusek

Reto Nussbaumer

Christian Raschle

Heiri Scherer

Beatrice Sutter Sablonier

Judith Wild-Haas

**Redaktion:**

Michael van Orsouw, geschichte-texte.ch,

St.-Oswalds-Gasse 9, 6300 Zug

**Internet-Auftritt:**

Das Zuger Neujahrsblatt ist neu unter [www.ggz.ch](http://www.ggz.ch) abrufbar. Ein Suchregister ermöglicht dort das Auffinden von Beiträgen in den 124 Ausgaben des Zuger Neujahrsblattes von 1785/86, 1842 – 46 sowie 1882 – 2001.

**Autorinnen und Autoren:**

Deborah Annema, Zugerstr. 38, 6330 Cham

Patrick Cotti, Loretohöhe 7, 6300 Zug

Rolf Elsener, Mitteldorfstr. 37a, 6315 Oberägeri

Heinz A. Hertach, Freiestr. 139, 8032 Zürich

Adrian Hürlimann, Ägerisaumweg 10, 6300 Zug

Peter Landis, Schilfmattweg 11, 6300 Zug

Helen Keiser, St.-Johannes-Str. 25, 6300 Zug

Alexandre Kobel, Rübematt 29, 6317 Oberwil

Christoph Kühn, Giesshübelstr. 72, 8045 Zürich

Therese Marty, a. Baarerstr. 4, 6300 Zug

Roger Sablonier, Rothusweg 14, 6300 Zug

Barbara Schmutz, Eschfeldstr. 7, 6312 Steinhausen

Jürg Schumpf, Staldenweg 3, 6313 Menzingen

Christian Siegwart, Fuchsloch 18, 6317 Oberwil

Ignaz Staub, Suite 370, 2000 M-Street NW,

Washington DC 20036, USA

Christoph Stucki, Hofstr. 16, 6300 Zug

Nicolett Theiler Gutmann, Unt. Altstadt 23,

6300 Zug

Beat Wicky, Hofstr. 7, 6300 Zug

Heinz Zobrist, Zythusmatt 21, 6330 Cham

**Gestaltung:**

Scherer Kleiber CD, Yves Scherer, Weinbergstr. 51b,  
6300 Zug

**Illustrationen:**

Heiri Scherer

**Auftaktbilder schwarz/weiss:**

Christof Borner-Keller, Steinstr. 38e, 5406 Rütihof

**Studiobilder farbig:**

Res Eichenberger, Feldstr. 1, 8200 Schaffhausen

**Bilder Bemerkenswertes:**

Kloster Maria Opferung: Guido Baselgia

Blasmusik: Musikgesellschaft Cham

GGZ-Fest: Christoph Schumacher

**Druck:**

Kalt-Zehnder-Druck, Zug

ISBN: 3-85761-278-9

**Spezieller Dank an:**

Amt für Ausländerfragen, Zug

Hans-Peter Bart, Baar

Münzen E. Dietrich, Zürich

Museum für Urgeschichte, Zug

Stadt- und Kantonsbibliothek, Zug

© Copyright bei den Autoren

Das Zuger Neujahrsblatt

kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden.

Informationen und Bestellungen:

Sekretariat der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug,

Baarerstrasse 110 a, 6300 Zug, Telefon 041 - 769 77 11

[neujahrsblatt@ggz.ch](mailto:neujahrsblatt@ggz.ch)

**Gemeinnützige Gesellschaft  
des Kantons Zug**

**Zuger Neujahrsblatt 2002**

